Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner

Von Graf E. Reventlow.

München
J. F. Lehmann's Verlag

From the Library of

Henry Tresawna Gerrans

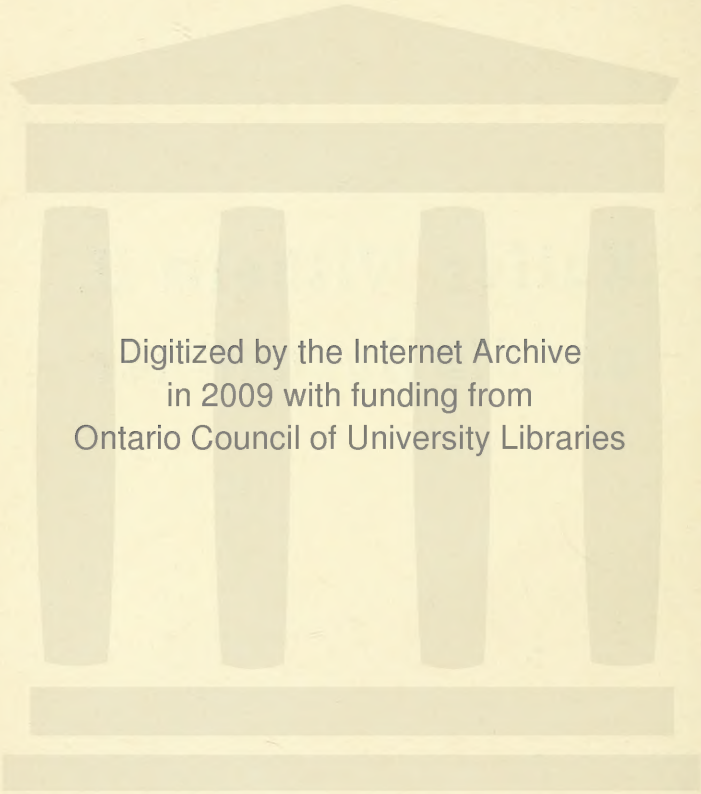
Fellow of Worcester College, Oxford

1882–1921

Given to University of Toronto Library

By his Wife

Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner.



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

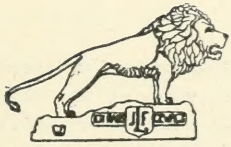
http://www.archive.org/details/kaiserwilhelmiiu00reve

r.7161
.Yr

Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner

von Graf E. Reventlow.

Ernst
176712
6.12.22



München
J. F. Lehmanns Verlag.

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung vorbehalten.

Published November 1, 1906.

Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by
J. F. LEHMANN, München.

Da das deutsche Reich seinen Verlegern nur dann Schutz vor Nachdruck in Amerika gewährt, wenn sie sich nicht der deutschen sondern der englischen Sprache in der Schutzformel bedienen, musste obiger Vermerk in englischer Sprache gedruckt werden. Der Amerikaner hat es dagegen selbstredend nicht nötig sich der deutschen Sprache zu bedienen, um seine Werke zu schützen.

Bei der Abfassung des Gesetzes hat eben wieder einmal kein Deutscher an die Worte des Grossen Kurfürsten gedacht: „Gedenke, dass du ein Deutscher bist".

Der Verleger.

Vorwort.

Diese Schrift war bereits abgeschlossen, als die Hohenloheschen Denkwürdigkeiten erschienen; sie sind also weder zur Charakteristik des Kaisers, noch zu der seiner Umgebung verwertet worden.

Nach dem mir bekannten Teil des Inhalts der Denkwürdigkeiten geben sie mir keinen Anlass zu Korrekturen, bestätigen im Gegenteil vieles, was ich nur auf Grund von Schlüssen und als Hypothesen hinstellen konnte.

Die Gespräche des Fürsten Hohenlohe mit dem Kaiser nach dem Sturze Bismarcks, speziell die im Jahre 1894 und früher die Unterhaltung über das Nationaldenkmal, liefern vollgültigen Beweis von der Richtigkeit meiner Annahmen.

Die zahlreichen sonstigen Berührungspunkte und Beläge aus den Denkwürdigkeiten Hohenlohes zu finden und zu vergleichen, muss ich dem Leser überlassen.

Charlottenburg, Oktober 1906.

Graf E. Reventlow.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Das Wesen des Byzantinismus	1—16
Eigenschaften des Kaisers	17—39
Das Gottesgnadentum	40—47
Religion	48—57
Unkriegerisch	58—60
Herrentum	61—86
Politik	87—102
Ausländische Vertretung	103—112
Ausland	113—123
Die Presse und der Byzantinismus	124—136
Römische Byzantiner	137—155
Empfänge, Feste, Kunst	156—170
Formen nach oben und unten	171—177
Byzantinische Literatur	178—197

Das Wesen des Byzantinismus.

Treitschke sagt, in der Schilderung der Verhältnisse, welche die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. begleiteten: „So ward jetzt in Berlin durch die mächtige Aufwallung wahrhaftiger Königstreue auch der Bodensatz jener Bedientengesinnung aufgewirbelt, welche selbst in edlen Monarchien niemals völlig fehlt und bei Thronwechseln sich in ihrer ganzen Niedertracht zu zeigen pflegt."

Wir werden in unseren Betrachtungen gezwungen sein, die heute als Byzantinismus allgemein bezeichnete Volkskrankheit erheblich weiter zu fassen. Der im übrigen schlagende, von Treitschke gewählte Ausdruck „Bedientengesinnung" erschöpft den jetzt unter „Byzantinismus" verstandenen Begriff nicht, ja er gibt eigentlich nur die Voraussetzung dazu. Die Bedientengesinnung ist ein notwendiges Erfordernis für den Byzantinismus, nicht aber identisch mit ihm. Wenn Treitschke die Bedientengesinnung ferner im Rückblick auf die Zeiten Friedrich Wilhelms IV. als einen Bodensatz bezeichnet, der infolge der Aufwallung wahrhaftiger Königstreue aufgewirbelt wurde — also öffentlich in Erscheinung trat —, so trifft das auf unsere Zeit leider nicht mehr zu. Heute erfüllt sie die Luft und bildet einen Bestandteil der Atmosphäre unseres öffentlichen Lebens, ohne jede Neigung ihre frühere bescheidene Rolle als Bodensatz wieder einzunehmen. Um von vorneherein

Missverständnisse auszuschliessen, sei betont, dass ich unter Byzantinismus einen Zustand, ein in unserem öffentlichen Leben bestehendes Verhältnis verstehe, nicht aber, wie es in gesprochenem und geschriebenem Wort bei uns vielfach geschieht, die Gesinnung oder Aeusserung einer solchen.

Die Entstehung des Wortes Byzantinismus darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, und ich brauche sie hier nicht ausführlich abzuleiten. Die deutsche Sprache besitzt kein Wort, welches ihn erschöpfend bezeichnen oder treffend umschreiben könnte. Man möchte darauf stolz sein, wenn die Sprache heute noch im selben Masse den Spiegel von Wesen und Charakter eines Volkes abgäbe, wie früher. Andrerseits kann es ihr leider nicht zur Last gelegt werden, dass dem nicht mehr so ist, sondern man muss es vielmehr dem Eindringen von Elementen und Momenten zuschreiben, die im Laufe der Zeit unser inneres und äusseres Leben erfüllt haben. Freilich schliesst dieser äusserlich rein sprachliche Vorgang etwas in sich, was, wenn nicht erfreulich, so doch tröstlich ist: Das byzantinische Kaiserreich hatte sicher für das, was wir Byzantinismus nennen, keinen Ausdruck, weil er aus seinem eigenen Wesen herauswuchs und durch es bedingt wurde. Wir Deutschen besitzen zwar für bestimmte und als typisch für den Charakter angesehene Eigenschaften wohl Bezeichnungen, für deren Gegenteil, sofern wir es als verabscheuungswürdig oder nicht angemessen erachten, aber meist keine gleichwertige, sondern vielmehr die Negation, so z. B. Treue und deren Gegenteil, die Untreue. Byzantinismus schliesst von vorneherein seine Kritik als etwas Negatives und damit Verabscheuungswürdiges ein; als etwas dem deutschen Charakter Fremdes haben wir Wort und Begriff unassimiliert in die Sprache einstellen müssen. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass das Vor-

handensein und öffentliche Auftreten der Bedientengesinnung aus dem Auslande stamme, von dort eingeschleppt sei. Ebenso sicher, wie es nie möglich gewesen ist und sein wird, nur Charaktere zu züchten, ist sie, wie Treitschke sagt, auch in edlen Monarchien vorhanden gewesen, und der Unterschied von den unedlen besteht nur darin, dass erstere sie als krankhaften Zustand empfinden, der unmittelbar eine Reaktion gegen sie hervorruft. Stirbt diese Reaktion allmählich ab, so wird aus der edlen Monarchie eine unedle. Mit dem Begriff der Monarchie ist aber der Byzantinismus immer untrennbar verknüpft und so können wir ihn jetzt näher definieren als ein krankhaftes Verhältnis zwischen Fürst und Volk. Wollen wir auf seine Wurzeln zurückgehen, so müssen die Beziehungen zwischen byzantinischen Erscheinungen des öffentlichen Lebens und der Persönlichkeit des Fürsten vor allem erörtert werden.

Als eigentlicher Krankheitsträger sind die von altersher „berufenen“ und verrufenen „Schmeichler“ anzusehen. Sie hat es immer gegeben in jedem Volk und ehe es gelingt, Uebermenschen zu züchten, wird man sie als ein notwendiges Uebel ansehen müssen. Ein öffentliches Uebel aber kann aus ihrem Vorhandensein nur dann erwachsen, wenn sie am Herrscher oder an den durch ihn hervorgerufenen Zuständen einen Nährboden finden für ihr Gewerbe. Dann wächst die Ansteckung wie bei der infektiösen Krankheit ins ungeheure, das Uebel greift zum Schaden des staatlichen Lebens rapide um sich. In Deutschland ist das seit einiger Zeit der Fall und als Zweck der folgenden Betrachtungen sehe ich an, sowohl den Erscheinungsformen der Krankheit als auch ihren einzelnen Herden nachzugehen.

Was ein Schmeichler ist, bedarf keiner Erklärung. Ueber die Gefahr, welche er im Verkehr mit dem Fürsten

darstellt, sind auch heute noch die Bemerkungen des mit Unrecht so verlästerten Macchiavelli — den sich nur die heutigen „Realpolitiker" zum Beispiel nehmen sollten — klassisch und interessant. Im 23. Kapitel seines Buchs vom Fürsten sagt er:

„Die Fürsten haben tatsächlich nur ein gutes Mittel, um sich gegen die Schmeichelei zu schützen: keinen Zweifel darüber zu lassen, dass man ihnen nicht missfallen kann, wenn man die Wahrheit sagt. Freilich, wenn jeder dem Fürsten frei die Wahrheit sagen kann, d. h. was er für wahr hält, dann wird der Fürst bald die öffentliche Achtung verlieren. Was kann er also tun, um das zu vermeiden? Er muss, wenn er klug ist, einige weise Männer wählen und ihnen, aber ihnen allein, volle Freiheit geben, ihm die Wahrheit zu sagen. Aber auch nur in den Dingen, über welche er sie fragt. Natürlich muss er sich über alles mit ihnen beraten oder ihre Ansichten hören, den Entschluss aber selbst fassen. Er muss sich so verhalten, dass sie überzeugt sind, ihm um so mehr zu gefallen, je freimütiger sie sind. . . . Sobald sein Entschluss gefasst ist, muss er mit Festigkeit dabei bleiben. Ein Fürst, der anders verfährt, wird entweder durch die Schmeichler ruiniert oder sieht sich gezwungen, durch die Verschiedenheit der ihm gewordenen Ratschläge beständig zu schwanken, und das beeinträchtigt sein öffentliches Ansehen erheblich." — Macchiavelli zitiert dann als Beispiel den deutschen Kaiser Maximilian nach den Schilderungen eines diesem vertrauten Priesters: „Der Kaiser nimmt niemals von irgend jemand Rat an und doch führt er niemals etwas nach eigenem Willen aus. Er ist ein sehr verschwiegener Mann, der sich niemand anvertraut und niemand um Rat fragt. Sobald aber seine Pläne bekannt werden und ihre Ausführung beginnt, widerspricht ihm sofort seine Umgebung und er ist schwach genug, sich

dadurch beeinflussen zu lassen. So kommt es, dass er heute ungeschehen macht, was er gestern ins Werk setzte, dass man niemals weiss, was er will und sich vorsetzt, und dass man nie auf irgend eine seiner Entschliessungen zählen kann.

Der Fürst muss also zwar immer Rat annehmen, aber er muss handeln wann er will und nicht wann die andern wollen."

Dazu bemerkt Friedrich der Grosse in seinem Antimacchiavell u. a., dass man beinahe Uebermenschliches und sich Widersprechendes von den Fürsten verlange. Einmal sollten sie den Ruhm lieben und grosse Taten vollbringen, andrerseits aber gleichgültig genug sein, um aus eigenem Antrieb auf den Lohn ihrer Arbeit zu verzichten. Man sieht übrigens, dass der junge Friedrich in seinem Eifer, Macchiavelli zu widerlegen, ihm etwas unterlegt, was er gar nicht gesagt hat. Gleich nachher aber kommt er zu der folgenden Ansicht hinsichtlich der Fürsten, die nicht zu den „lasterhaften" zu rechnen sind, und diese Worte verdienen gerade heute, der Vergessenheit entrissen zu werden.

„Für die Fürsten von Verdienst ist die Schmeichelei wie ein Rost, der sich an ihren Ruhm setzt und dessen Glanz verdunkelt. Ein Mann von Geist empört sich gegen die plumpe Schmeichelei, stösst den ungeschickten Schmeichler zurück. Eine andere Art von Schmeichelei behandelt die Fehler des Fürsten sophistisch, sie liefert seinen Leidenschaften scheinbare Rechtfertigung, gibt der Strenge den Charakter der Gerechtigkeit, macht Liberalität der Verschwendung so ähnlich, dass man sie verwechselt. . . . Sie vergrössert hauptsächlich Fehler und Laster der andern, um aus ihnen ihrem Helden ein Denkmal zu entrichten. Die meisten Menschen geben sich dieser Schmeichelei hin, weil sie ihre Geschmacksrichtung recht-

fertigt und nur zum Teil lügt. Sie bringen es nicht über sich, den zurückzustossen, der ihnen da schmeichelt, wo sie selbst überzeugt sind. Die Schmeichelei, die sich so auf eine feste Basis gründet, ist die feinste von allen, es gehört ein sehr feines Unterscheidungsvermögen dazu, um die Nuance wahrzunehmen, welche diese Schmeichelei von der Wahrheit unterscheidet. Sie wird den König nicht durch Poeten begleiten lassen, die Geschichtsschreiber sein sollen, sie wird keine Opernprologe voll von Uebertreibungen abfassen, keine faden Vorreden, keine kriechenden Briefe. . . . Sie wird freimütig und naiv scheinen. . . . Die Fürsten, welche früher etwas anderes waren, können sich dessen erinnern und gewöhnen sich nicht so leicht an die Nahrung der Schmeichelei. Diejenigen aber, die ihr ganzes Leben regiert haben und stets mit Weihrauch genährt wurden, wie die Götter, würden an der Auszehrung sterben, wenn es ihnen an Lobeserhebungen mangelte. Es würde also doch gerechter sein, scheint mir, die Könige zu beklagen, als sie zu verdammen. Die Schmeichler sind es vielmehr und in noch höherem Grade die Verleumder, welche Verdammung und Hass seitens der öffentlichen Meinung verdienen. Ebenso auch alle die, welche den Fürsten feindlich genug gesinnt sind, um ihnen die Wahrheit zu verhüllen. Unterscheiden soll man aber zwischen Schmeichelei und Lob. Trajan wurde durch den Panegyrikus des Plinius zu lobenswerten Handlungen ermutigt, Tiberius im Laster bestärkt durch die Schmeicheleien der Senatoren."

Das sagte ein junger Fürst mit einem für seine Zeit und seine Stellung beispiellosen Freimut. Ein Fürst, dessen lange und selten ruhmreiche Regierung gezeigt hat, dass auf seine Handlungen und Unterlassungen die Schmei-

chelei niemals den geringsten Einfluss gehabt hat. Friedrich war voll von brennendem Ehrgeiz; dass er den Ruhm suchte und liebte, hat er oft genug selbst gesagt. Schmeicheleien der geistreichsten Leute seiner Zeit sind ihm überschwänglich dargebracht worden. Nie liess er sich durch sie beeinflussen, auch dann nicht, wenn sie im Verhältnis zu seinem hohen Geist und seinen grossen Taten als verdientes Lob erscheinen konnten. Im Alter würde er sich wahrscheinlich mit weit weniger Schonung und mit weit grösserer Menschenverachtung über das Thema ausgesprochen haben, das er als Jüngling mit edlem Idealismus behandelt hatte. Da gibt er eigentlich keine Widerlegung zu Macchiavelli, sondern eine Ergänzung nach der menschlichen Seite zu den auf Erfahrung und nüchternem Urteil beruhenden Feststellungen des praktischen Staatsmanns.

Die Anführung dieser beiden Männer war hier deswegen wichtig, weil sie die Wechselwirkung zwischen dem Charakter des Fürsten einerseits und der Bedientengesinnung seiner engeren oder weiteren Umgebung andrerseits klar ausdrücken. Wir leben heute in einer anderen Zeit. Ihr charakteristischer Unterschied für die uns interessierende Frage liegt hauptsächlich darin, dass nicht nur das Verhältnis zwischen Fürst und Volk ein ganz anderes, sondern auch der Abstand zwischen ihnen tatsächlich ein geringerer geworden ist. Davon wird in der Folge noch zu reden sein; hier mögen jene Wandlung nur die Worte: Nationalstaat und Verfassungsstaat andeuten.

Es haben auch genug Herrscher gelebt, die wenig zu geben hatten. Dann verliert naturgemäss die Bedientengesinnung ihren Nährboden, und wenn während der Regierung dieser Fürsten vom Byzantinismus im öffentlichen Leben wenig zu bemerken ist, so kann das weder ihnen noch ihren Völkern gutgeschrieben werden. Andere be-

bewahrte ihre Menschenkenntnis, ihr Mangel an persönlicher Eitelkeit und ihr königlicher Takt vor der Gegenseitigkeit, welche die Blüte des Byzantinismus bedingt. Die Gegenseitigkeit soll selbstverständlich ein aktives Eingehen des Herrschers nicht besagen, denn das halte ich heute in einem modernen Staat für ebenso unwahrscheinlich wie das: oderint dum metuant.

Das Beispiel für einen solchen modernen Herrscher gibt Kaiser Wilhelm I. Bismarck sagt in den „Gedanken und Erinnerungen" von ihm: „Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühl königlicher Würde würde er gedacht haben: »Wenn einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln.« Beides gab er nicht zu." — Vielleicht liesse sich noch hinzufügen, dass auch die Einfachheit und Klarheit seines Wesens, die „königliche Vornehmheit", wie Bismarck an anderer Stelle sagt, byzantinische Annäherung ausschloss. Er war ein Charakter im höchsten Sinne des Worts, von allen Eigenschaften frei, welche seine hochausgebildete Menschenkenntnis hätten verdunkeln können und so konnte die Charakterlosigkeit keine Brücke zu ihm hinüberschlagen. Wenn man nun trotzdem sagen muss, dass die für den Byzantinismus grundlegende Eigenschaft der Bedientengesinnung auch damals im Deutschen Reich keineswegs fehlte, es auch nicht an immerwährenden Versuchen fehlen liess, auf männliche und weibliche Personen des königlichen Hauses und einflussreiche Persönlichkeiten zu wirken, so lässt sich daraus nur die Bestätigung unserer Voraussetzung entnehmen, dass der byzantinische Bazillus in unserer Zeit wohl durch eine empfängliche Persönlichkeit auf dem Throne, die Bedingung zu verderblicher Ausbreitung findet, nicht aber dort seinen ursprünglichen Sitz hat. Mag der Monarch auch noch so unempfänglich

sein, so verfügt er doch nicht über die Mittel, seine Person immer direkt wirken zu lassen. Dazu ist ein moderner Körper wie der preussische Staat oder das Deutsche Reich zu gross, zu kompliziert und zu künstlich aufgebaut. Er hat die Form einer Pyramide und in der strengen Scheidung des Niedrigen und Höheren liegt eo ipso ein byzantinischer Charakter, der nur dann vermieden werden könnte, wenn die Vertreter aller einzelnen zur Spitze emporführenden Stufen von Eitelkeit, Streberei und Lüge völlig freie Charaktere wären. Je klarer andrerseits der die Spitze darstellende Monarch sieht, in desto höherem Grade wird er, allein durch sein Wesen schon, gegen den Byzantinismus wirken. Wie ungeheuer dieser Einfluss sein kann, davon hat uns Wilhelm I. durch sein Verhältnis zu Bismarck ein unvergängliches Beispiel gegeben. Bismarck, Moltke und Roon waren Ratgeber in dem Sinne, wie Macchiavelli sie für notwendig hält. Uebrigens kann ja selbstverständlich ein Vergleich mit seinen Anforderungen nur mutatis mutandis gelten. Denn die Verhältnisse sind insofern anders geworden, als Macchiavelli im wesentlichen nur die der damaligen Kleinstaaten in Italien im Auge hat und sein Fürst sich lediglich durch denkbar absolutes Regiment zu halten vermag. Heute ist vor allem die Verfassung vorhanden; die Grösse des Reichs macht eine unendlich viel weitergehende Arbeitsteilung nötig und auch der bedeutendste Monarch kann de facto, d. h. wenn er im Sinne der allgemeinen Wohlfahrt handelt, nicht der Mitwirkung von Männern entbehren, die als Ratgeber auch die Initiative ergreifen, welche Macchiavelli verwirft. Diese Initiative gehört jetzt vielmehr zu den selbstverständlichen Pflichten des Ratgebers und wenn er sie aus Besorgnis um seine Stellung oder die Gunst des Herrschers nicht ergreift, dann muss er unter die Leute gerechnet werden, von denen Friedrich der Grosse sagt,

dass sie den Fürsten feindlich genug gesinnt seien, ihnen die Wahrheit zu verhüllen.

Dass Bismarck, ganz abgesehen von seiner staatsmännischen Genialität, ein idealer Berater seines Fürsten war, ist bekannt genug. Ich kann mich aber nicht enthalten, den Schlusspassus des schönen 32. Kapitels der „Gedanken und Erinnerungen" hierherzusetzen:

„Diese Beziehungen und meine Anhänglichkeit hatten ihre prinzipielle Begründung in einem überzeugungstreuen Royalismus: Aber in der Spezialität, wie er vorhanden war, ist er doch nur möglich unter der Wirkung einer gewissen Gegenseitigkeit des Wohlwollens zwischen Herrn und Diener, wie unser Lehnrecht die Treue auf beiden Seiten zur Voraussetzung hatte. Solche Beziehungen, wie ich sie zum Kaiser Wilhelm hatte, sind nicht ausschliesslich staatsrechtlicher und lehnrechtlicher Natur; sie sind persönlich und sie wollen von dem Herrn, sowie von dem Diener, wenn sie wirksam sein sollen, erworben sein; sie übertragen sich mehr persönlich als logisch leicht auf eine Generation. Aber ihnen einen dauernden Charakter beizulegen, entspricht im heutigen politischen Leben nicht mehr den germanischen, sondern eher den romanischen Anschauungen; der portugiesische porteur du coton ist in die deutschen Begriffe nicht übertragbar."

Bismarck hält diese Betrachtung im Anfang ganz persönlich, zum Schluss bemerkt man die Andeutung einer Verallgemeinerung. Jenes Verhältnis zwischen Herr und Diener war einzigartig, wie die beiden Persönlichkeiten, welche es verband, da kann man nicht verallgemeinern; eher schon hinsichtlich der Schlussätze. In Deutschland sind die Beziehungen zwischen Volk und Landesherrn, zwischen Volk und Kaiser, auch in gewissem Sinne persönliche. Zwischen Volk und Kaiser sogar in sehr hohem Masse, während das römische Kaisertum deutscher

Nation solche nicht kannte. Der Grund ist nicht nur, dass wir ein nationales Kaisertum haben, sondern liegt zumal auch in den weitgehenden Rechten und Befugnissen, welche die Reichsverfassung dem deutschen Kaiser übertragen hat und vor allem in der lang ersehnten und unter Einsetzung der besten Eigenschaften des Volkes erstrittenen Verkörperung des Reichsgedankens. Eine nur symbolische Auffassung des Kaisertums in Deutschland würde sein Tod sein. Deshalb bestand ja auch Bismarck trotz dem Widerstand Wilhelms I. gegen den „Charaktermajor" auf dem Kaisertitel und sagte ihm, er könne doch nicht immer ein Neutrum bleiben: das Präsidium. In dem Ausdruck „Präsidium" läge eine Abstraktion, in dem Worte „Kaiser" eine grosse Schwungkraft. Man kann vielleicht bedauern, dass es nicht möglich war, einen andern Titel zu finden, etwa wie den eines Königs der Deutschen. Dieser konnte natürlich, da es schon eine Reihe deutscher Könige gab, nicht in Betracht kommen und das Verlangen des damaligen deutschen Kronprinzen, dass diese deutschen Fürsten wieder den Herzogstitel annehmen sollten, wurde als unausführbar von Bismarck zurückgewiesen. Wäre es aber möglich gewesen, so hätte man, jeden Anklang an das alte, schmählich geendete römische Kaisertum deutscher Nation vermieden, und auch eine Anzahl damit verbundener Auffassungen, die auch heute, ebensowohl beim Fürsten, wie beim Volke bestehen und beider Verhältnis durch persönliche Trugschlüsse verdunkeln. Der Kaisertitel ist ohne jeden Zweifel heutzutage mit eine Quelle des Byzantinismus geworden und ein Mittel, um den deutschen Kaiser Anschauungen zu suggerieren, welche die klar zutage liegenden Aufgaben des auf nationaler Grundlage beruhenden Reiches verkennen. Selbstverständlich hängt die Auffassung des Kaisertitels von der Person ab. Es scheint heute, als ob unter seinem Einfluss die

Distanz zwischen Herrscher und Volk vom Herrscher aus gesehen, erheblich grösser ist als mit der ursprünglichen deutschen Auffassung des Verhältnisses von freien Männern zu ihren Fürsten vereinbart werden kann. Ich muss hier einschalten, um Einwürfen zu begegnen, dass die Verhältnisse in den kleineren Bundesstaaten bei unserer Betrachtung füglich als unerheblich übergangen werden können. Kaiser Wilhelm II. ist König des weitaus grössten Bundesstaates, in dem nur zum Teil Bande überlieferter Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern vorhanden sind. Als deutscher Kaiser ferner steht seine Person auch für das öffentliche Leben in andern Einzelstaaten derart im Vordergrund, dass, wenn auch hier und da Byzantinismus vorhanden sein mag, er für das öffentliche Interesse des Reichs nur verschwindend in Betracht kommt. Für das deutsche Gefühl ist die Vorstellung normal, dass der Herrscher, welchen Titel er nun trägt, der erste seines Volks ist, der „Fürst" (first: der erste). Diese Auffassung ist vielleicht während der Jahrhunderte des römisch-deutschen Kaisertums vielfach in den Hintergrund getreten, weil das Kaisertum eben nicht nationaler Natur war, und die andern Fürsten mit wenigen Ausnahmen sich nicht in den Dienst bewusst nationaler Aufgaben stellten, auch nicht immer stellen konnten. Dazu kam das Gottesgnadentum und der übrige die kaiserliche Person traditionell umgebende Phrasenschwall, endlich die mangelhaften Verkehrsmittel. Wie gross stets die Sehnsucht nach einem Herrscher mit nationalen Zielen war, ist bekannt; von Walter von der Vogelweide bis Luther und von Luther bis zur Regierung Friedrich des Grossen. Dem Deutschen ist immer die Vorstellung natürlich gewesen, dass das Volk den zu seinem Herrscher macht, welchen es für den Stärksten und Besten hält, unverständlich da-

gegen die, dass der Herrscher kraft einer anderen Machtquelle sich seinerseits die Herrschgewalt aneignet und aufrecht erhält. So wie in den ältesten germanischen Zeiten sehen wir auch heute die Monarchie an; die Proklamation am 18. Januar 1871 war recht eigentlich eine Schilderhebung im altgermanischen Sinne. . . . Wir monarchisch gesinnten Deutschen sind auch heute noch ebenso überzeugt, dass die Rechte und Befugnisse in der Person des deutschen Kaisers vereinigt sein müssen, welche die deutsche Reichsverfassung ihm überträgt. Desgleichen, dass das Reichsparlament keine Beschränkung der kaiserlichen Gewalt darstellt, welche nicht in der Natur eines grossen modernen Staates läge. Wir sprechen hier nur im Prinzip, ohne auf die komplizierenden antinationalen Strömungen wie Sozialdemokratie und Ultramontanismus einzugehen. Wir können zwischen dem Fürsten oder dem Fürstenhause und dem Volk nur einen graduellen Unterschied erblicken, keinen prinzipiellen. Diese Feststellung mag vielleicht vielen überflüssig scheinen, weil sie selbstverständlich sei. Ich möchte sie doch aus verschiedenen Gründen für notwendig erachten, vor allem, um darauf hinzuweisen, dass durch die moderne Entwicklung der Nationalstaaten die internationale Solidarität der Fürsten von früher zu verschwinden beginnt.

Diese war nicht minder vorhanden, wenn sie Kriege miteinander führten. Sie bildeten stets eine internationale Gesellschaftsklasse, ebenso wie früher das internationale Rittertum. Erst das Aufkommen des Nationalismus, sowie der modernen Entwicklung überhaupt, haben hier ein Ende gemacht, sind jedenfalls dabei, es zu tun. Die Zeiten sind vorbei, wo die internationale Fürstensozietät sich einmütig zusammentat, um ihre Interessen gegen die Völker zu wahren. Die national wirtschaftlichen Fragen haben sich als mächtiger erwiesen und mit der natio-

nalen nicht zum wenigsten auch die Rassenfrage, welche auf dem europäischen Kontinent sich in nicht allzu ferner Zukunft in den Vordergrund stellen dürfte. Die Anschauung, welche Bismarck in diesen Dingen oft genug ausgesprochen hat, gehört für die jetzt lebende und für die zukünftige Generation teilweise schon vollständig der Vergangenheit an. Wir verstehen sie historisch allerdings, aber wir empfinden sie nicht mehr, sie ist eine Form geworden, die man nur in sehr bedingtem Umfange als erhaltenswert ansehen kann. Auch die im vorigen Jahrhundert der Legitimität beigelegte Wichtigkeit ist uns nicht mehr verständlich, ihre juristische Definition war immer anfechtbar, weil sie eben lediglich hervorgerufen wurde durch das Bestreben, der internationalen Fürstenfamilie ihre Exklusivität zu wahren, unter sich zu bleiben. Wenn wir heute in Deutschland die erbliche Monarchie für die angemessene Staatsform halten, so ist das eine Erfahrung der praktischen Politik, ebenso hinsichtlich der Einzelstaaten wie des Deutschen Reichs mit dem Hohenzollernhause an der Spitze. Man kann in übertragenem Sinne diese Einrichtungen geheiligt und verehrungswürdig nennen, aber alle über die Grenze des real-politisch vorteilhaften hinausgehenden Erwägungen sind uns dabei fremd. Die aus der Erbmonarchie entstehende persönliche Beziehung zwischen Fürst und Volk fällt nur scheinbar ausserhalb dieser Grenze, denn am letzten Ende dient auch sie nur dem Gedeihen des Staats; beide Teile stehen sich auf die Dauer und im Laufe der Generationen dabei am besten. Dehnen wir von diesem Gesichtspunkt den Bismarckschen Satz von seinen persönlichen Beziehungen zu Kaiser Wilhelm I. auf das ganze deutsche Volk aus, so sind sie selbstverständlich. Das Verhältnis zwischen Kaiser und Volk muss, wenn es persönlich positiv sein soll, auf dem Verständnis der gegenseitigen Leistung beruhen. Die Auf-

fassung Friedrich des Grossen, dass der Fürst der erste Diener des Staates sein müsse, hat sich nicht in ununterbrochener Folge durch die nach ihm Regierenden fortgepflanzt; und während das Preussen des grossen Königs ihn vielleicht kaum verstand, so ist die Auffassung heute im ganzen Volk die herrschende, während die Gefahr besteht, dass durch die unheilvolle Arbeit unserer Byzantiner vielfach der Glaube Platz gegriffen hat, Kaiser Wilhelm II. sähe das Verhältnis unter einem andern Gesichtspunkt.

Hiermit haben wir die Grundlage und den Masstab für die Beurteilung der Dinge und Zustände, die wir heute im Deutschen Reiche als byzantinisch und damit als verwerflich und verderblich betrachten müssen. Wir stellen uns im übrigen auf den folgenden Standpunkt: Der Fürst, und im speziellen der deutsche Kaiser, trägt auf seinen Schultern die Last einer ungeheuren Verantwortung. Er stellt seine Person und seine gesamten Kräfte restlos in den Dienst des Ganzen und hat damit Anspruch auf besondere Achtung und Verehrung. Das bleibt bestehen trotz aller konstitutionellen Phrasen vom verantwortlichen Reichskanzler usw. Erhöht wird dieser Anspruch durch seine Eigenschaft als Verkörperung des Reichsgedankens und als Spross eines Fürstenhauses, welches sich durchschnittlich als von seltener Tüchtigkeit und deutscher Gesinnung im hohen Grade bewährt hat. Wir möchten deshalb im deutschen Kaiser „den Ersten" im altgermanischen Sinne auch unter den heutigen unendlich viel komplizierteren Verhältnissen erblicken. Durch die Auffassung wird er, ganz abgesehen von seinen persönlichen Eigenschaften, soweit emporgehoben, auch über die einzelnen deutschen Landesfürsten, dass die notwendige Distanz sich ohne weiteres herstellt; er braucht sie nicht zu vergrössern, und wenn er es tut, schädigt er das Verhältnis zum Volk. Die

Reichsverfassung auf der andern Seite hat im verantwortlichen Reichskanzler ein zweites Mittel geschaffen, welches die Distanz im politischen Leben wahren soll, und wenn es im Laufe der letzten anderthalb Jahrzehnte vielfach nicht benützt wurde, so haben wir gesehen, dass der Kaiser auf anderem, ihm persönlich gut scheinenden Wege versucht hat, eine Kluft zu schaffen. Diesen halten wir für einen falschen und werden darin durch Erfahrungstatsachen bestärkt, glauben ausserdem, dass es byzantinische Einwirkung war, die Kaiser Wilhelm II. veranlasste, ihn einzuschlagen.

Die in einer Entfremdung zwischen Volk und Kaiser, und damit auch mit dem Kaisertum, liegende Gefahr ist eine ungeheure. Man erkennt sie neuerdings in immer weiteren Kreisen an, auch in solchen, die es bis vor nicht langer Zeit für ihre falsch verstandene Pflicht hielten, zu schweigen oder die Tatsache zu leugnen. Wir sehen darin eine Quelle der Schwäche nach aussen und innen zu einer Zeit, wo mehr denn je gesammelte und zielbewusst geleitete Kraft notwendig wäre. Ein Hinweis auf die äussere Lage erübrigt sich, und dass unsere inneren Verhältnisse immer verworrener und zerfahrener werden, bedarf ebenfalls keiner längeren Erörterung. Die schwarze, die rote und die goldene Internationale arbeiten emsig an der Erschütterung der Grundlagen unseres nationalen Reichs, und man kann sich trotz der unantastbaren Haltung der Bundesfürsten der Tatsache nicht verschliessen, dass im Süden des Reichs der Partikularismus nicht geringer geworden ist.

Ich halte den Byzantinismus für eine der wesentlichen direkt und indirekt wirkenden Ursachen dieses Schwächezustandes.

Eigenschaften des Kaisers.

Sind wir uns in dem bis jetzt Gesagten darüber klar geworden, dass einerseits in einem grossen Volke stets ein erhebliches Mass von Bedientengesinnung steckt, andrerseits der Byzantinismus nur dann gedeihen kann, wenn jene bei ihrem Objekt mit oder ohne dessen Wollen Nährboden findet, so wäre zunächst zu untersuchen, welche Wesenszüge des deutschen Kaisers dem Byzantinismus entgegenkommen, ihn ermutigen und gross werden lassen. Von einer allgemeinen Charakteristik der Person des Kaisers und einer Beurteilung seines politischen Wirkens, wie sie vor mir Paul Liman und Naumann gegeben haben, werde ich, als nicht strikt vom Gegenstande erfordert, absehen und lege Wert darauf, dies von vornherein zu betonen.

Ich gehe von der Auffassung aus, dass der ursprüngliche Charakter des Menschen, man kann auch sagen: die Charakteranlage, unveränderlich ist. Je nach den sonstigen Anlagen und Lebensbedingungen wird er nach aussen mehr oder minder, ganz oder teilweise hervortreten. Die Handlungen des Menschen — im weitesten Sinne gefasst — gehen oft nicht rein aus der Grundanlage hervor, sondern werden durch von aussen einwirkende Motive beeinflusst Da diese aber verschiedenster Natur sind, ja oft entgegengesetzt wirken, so kann man einen an sichtbarer Stelle stehenden Menschen aus einer Reihe von Handlungen rückschliessend einigermassen richtig auf seinen ursprünglichen Charakter hin beurteilen.

Die Affekte bleiben in ihrer Richtung dieselben, nur kann mit den Jahren eine Abschwächung eintreten, wäh-

rend ungewöhnliche Ereignisse, d. h. solche, die der Linie der normalen Entwicklung nicht entsprechen, ihre Aeusserungen heftiger machen können; das ist dann krankhaft.

Kaiser Wilhelm II. wird selbst von einer grossen Menge, die, ob im Inlande oder Auslande wohnend, nicht zu seinen Bewunderern gehört, für einen ganz ausserordentlich bedeutenden Geist gehalten. Dabei ist auffällig, dass sie eine Begründung nicht liefern können. Das Argument ist meist, es sei doch eine allgemein bekannte Tatsache, und man habe bei den Aeusserungen des Kaisers durchaus den Eindruck. Bemerkt sei, dass ich hiermit ernsthafte Leute meine und nicht Byzantiner oder solche, die denen blindlings glauben, wenn sie z. B. den Zusammenhang zwischen dem bekannten Knackfussbild und den Boxerunruhen im Jahre 1900 als kaiserliche Prophetie hinstellen.

Man preist hauptsächlich die Universalität der Kenntnisse des Kaisers, man erstaunt sich, wie er auf jedem Gebiet mit wenigen Worten das Tiefste und Treffendste findet, alte Fachleute ad absurdum führt und bescheiden verstummen lässt. In der Tat kann man als hervorragendste Verstandeseigenschaft des Kaisers eine abnorm schnelle Auffassung ansehen. In einem Gespräch mit Wilhelm I. über die zeitgenössischen preussischen Staatsmänner bezeichnet Bismarck die Schnelligkeit der Konzeption als „Primesautier" und schätzt sie der Ordnung und Mass haltenden Vernunft gegenüber gering ein. Bei Kaiser Wilhelm II. ist es nicht etwa eine mühsam ausgebildete Fähigkeit; man könnte sich ja vielleicht denken, dass er es nur für die Pflicht des Herrschers hielte, über alles auf den verschiedenen Gebieten möglichst schnell orientiert zu sein und das auch zu zeigen. Fürsten, denen die Fähigkeit ganz fehlt und die sich auch mit grösster Mühe äusserlich nichts davon aneignen können, gelangen häufig in

sehr unbequeme Lagen. Das Zerrbild eines solchen Fürsten ist die bekannte Serenissimusfigur, die ja ganz komisch ist, aber eigentlich die Verhältnisse umkehrt, denn ohne Zweifel ist ein Fürst, der an „universaler Bildung" dem Serenissimus gleicht, mehr wert als sein Gegenstück, wenn er Willenskraft, Pflichttreue und Menschenkenntnis besitzt. Je vielgestaltiger das moderne Leben wird, desto grösser für den Fürsten die Gefahr, seine Arbeits- und geistige Fassungskraft zu zersplittern, um sich überall etwas zu orientieren und allen Repräsentationspflichten in weitestem Sinne gefasst, in möglichst guter Form genügen zu können.

Bei Kaiser Wilhelm II. liegt die Sache umgekehrt, die Schnelligkeit seines Geistes, sowohl der Auffassung als der Beweglichkeit nach, ist ihm angeboren und, ohne dass ich mich damit einer byzantinischen Aeusserung schuldig zu machen glaube, ganz ausserordentlich gross; eine glänzende Eigenschaft im strengsten Sinne des Wortes. Kaiser Wilhelm II. überrascht durch seine Detailkenntnisse auf ihm von vorneherein fernliegenden Gebieten sehr oft. Mag es sich nun um eine technische oder künstlerische Ausstellung handeln, um maritime oder militärische Dinge oder anderes. Mir ist von Fachleuten, z. B. Elektrotechnikern, die ganz gewiss keine Byzantiner waren, erzählt worden, sie seien vollkommen verblüfft gewesen durch die überraschenden Detailkenntnisse, welche der Kaiser bei der Besichtigung irgend einer Maschine entwickelt habe. So etwas kommt ja auch meistens in die Zeitung mit einer Jubeltunke über die tiefgründige und universale Bildung, den umfassenden Geist des deutschen Kaisers. Fragen wir uns nun ganz sachlich, wie man sich das vielseitige Wissen erklären soll, so wird zu antworten sein, dass bei aller Schärfe des Verstandes es selbst dann dem Kaiser nicht möglich sein würde, in alle von ihm berührten Gebiete

tief einzudringen und sie zu beherrschen, wenn ihm die Regierungsgeschäfte als König von Preussen und deutscher Kaiser nicht oblägen. Die Zeitungen pflegen ja das Tagesprogramm des Monarchen zu veröffentlichen, dieses füllt meistens den Tag nicht nur aus, sondern man hat schon nachgerechnet, dass der Tag nicht annähernd dafür ausreichen würde. Im übrigen bedarf es wohl keines Beweises, dass die Arbeit, die aus dem Regierungsgeschäft erwächst, einen gewissenhaften Mann bis auf die letzte Faser in Anspruch nimmt. Kaiser Wilhelm I. beschäftigte sich nach Bismarcks Ausspruch nie mit etwas, was nicht zu seinem Herrscherberuf gehörte; Bismarcks ungeheure Arbeitsleistung ist bekannt. Ein einfaches Rechenexempel ergibt, dass Kaiser Wilhelm II., dem kein Mann von der Bedeutung und Arbeitskraft zur Seite steht, auf keinen Fall weniger mit Geschäften belastet sein kann, als Wilhelm I. Hier setzen natürlich die Byzantiner ein und sagen: Ja, das ist ja eben das einzigartige seiner Erscheinung! und wer darauf erwidert, dass in einem modernen 60 Millionenstaat auch ein Friedrich der Grosse allein mit seinen Kräften nicht ausgereicht hätte, erhält die Antwort, Kaiser Wilhelm II. sei eben ein Friedrich der Grosse modernen Formats, also entsprechend grösser, und um so staunenswerter, dass er trotz seiner ungeheuren Arbeitslast, und trotzdem er beinahe sein eigener Kanzler sei, noch Zeit gefunden habe, sich ein universales Wissen anzueignen, was selbst Fachleute beschäme.

Diese Folgerungen sind selbst für den nicht haltbar, der den Kaiser gar nicht kennt. Die Vereinigung der Eigenschaften und hauptsächlich die Arbeitsleistung schliesst sich von vorneherein aus. Jene Schnelligkeit der Konzeption aber, verbunden mit der Fähigkeit im Augenblick die ganze Aufmerksamkeit und das Interesse aufs schärfste auf einen Punkt zu konzentrieren, geben eine

genügende Erklärung. Der Kaiser ist imstande, aus Vorträgen oder Erklärungen, die ihm gegeben werden — und hierfür stehen ihm natürlich immer die ersten Autoritäten und Kräfte zur Verfügung — sofort das Wesentliche oder zum mindesten die in die Augen springenden Hauptpunkte zu erfassen, sie eben so schnell zu ordnen und in Worte zu kleiden, sodass er sie nicht allein wiedergeben kann, sondern auch die überraschendsten Fragen zu stellen imstande ist. Nähmen wir nun selbst an, dass der Kaiser ein so vorzügliches Gedächtnis hätte (was ausgeschlossen ist), um alles im Kopf zu behalten, so wäre es darum doch kein gründliches Wissen, weil die Grundlagen eben fehlen, und was das gerade in den exakten Wissenschaften sagen will, braucht nicht ausgeführt zu werden. Die Gabe an und für sich wollen wir nicht unterschätzen, sie kann insofern sehr vorteilhaft sein, als sie Zeit erspart.

Man denke sich z. B. ein wichtiges und schwieriges technisches Problem, welches dem Kaiser vorgelegt werden muss, um seine Billigung zu erhalten. Da kann es allerdings von Wichtigkeit sein, ob der Herrscher überhaupt und zumal ob er schnell imstande ist, sich den Gedanken und seine praktische Anwendung aufs öffentliche Leben zu eigen zu machen. Auf der andern Seite könnte man wieder sagen: für solche Dinge muss der Monarch spezielle Berater haben und diesen vertrauen können; Selbstarbeit nur infolge persönlicher Neigung zu den betreffenden Gebieten bedeutet immer Zersplitterung. Abgesehen davon folgt aus der Gabe der schnellen Auffassung mit einer gewissen Notwendigkeit, dass ihr Besitzer mit der Zeit glauben muss, er beherrsche alle Zweige des Wissens wirklich von Grund aus. Bei dem Monarchen wird die Gefahr insofern noch viel grösser, als ja seine Umgebung keine Gelegenheit versäumt, ihm den Glauben beizubringen. In den ersten Jahren seiner Regierung war

man sich bei Hof sogar über eine Arbeitsteilung einig geworden, vielleicht aus Kameradschaft und damit jeder sein Byzantiner-Scherflein beitragen könne. Tat da der Kaiser einen Ausspruch, so murmelte es auf der einen Seite „Ganz Friedrich der Grosse"; tat er einen zweiten, so murmelte es auf der andern Seite „Ganz der grosse Kurfürst". Sehr viel anders wird es ja auch heute nicht geworden sein und jedenfalls wird die Arbeit fortgesetzt, den Kaiser glauben zu machen, dass er immer gerade den grossen Männern und Geistern ähnelt, die er, wie man weiss, bewundert.

Eine weitere Folge, die mit aus der letztgenannten hervorgeht, muss sein, dass der Kaiser mit der Zeit auch bei andern Menschen den Wert eines behenden Verstandes überschätzt und deswegen die betreffenden Persönlichkeiten höher anschlägt als sie es verdienen: eine Ueberschätzung der Intelligenz nicht in bezug auf ihre jedesmalige Höhe und Ausbildung, sondern als Wertmesser des Menschen. Dessen Handlungen erwachsen ja nicht aus der Intelligenz, sondern aus dem Charakter mit seinen Affekten und seiner Empfänglichkeit für von aussen wirkende Motive. Gerade die Leute aber, die mit dem schnellen Verstande glänzen und glänzen wollen, sind sehr häufig Charakterblender. Selbstverständlich ist auch oft genug grosser Verstand mit Charakter usw. vereinigt, aber es ist immer gefährlich, die Intelligenz zum Kriterium des Menschen zu machen. Gerade die Umgebung des Kaisers zeigt aber, dass das nicht selten geschehen ist. Ebenso lässt sein persönlicher Umgang darauf schliessen, dass ihm Irrtümer in der Einschätzung der Menschen gerade nach dieser Richtung nicht fremd sind; das kann uns nicht wundern, um so weniger, weil begabte und charakterlose Leute für Ausübung der Byzantinerei geschaffen sind, auch durch ihre Anlage oft auf diese Wege gewiesen werden.

In welcher Weise diese ganze Kategorie von Aeusserungen des Kaisers öffentlich verwertet wird, wissen wir ja. Die byzantinischen Zeitungen sind stets voll davon, und in sie gelangen können jene in vielen Fällen nur durch Teilnehmer oder Hörer der betreffenden kaiserlichen Unterhaltungen. Nun könnte man sagen, dass diese Leute jedenfalls aufs tiefste davon überzeugt sind, dem deutschen Volk einen authentischen Beweis von der Universalität des Kaisers zu geben. Vielleicht mag das auch in manchen Fällen zutreffen und dann haben wir es eben mit einer naiven Byzantinerei zu tun, die auf Indolenz oder angeborener Bewunderungssucht beruht. Man könnte darüber streiten, ob diese nicht die mala fide ausgeübte an Schädlichkeit übertrifft. Denn sie macht sicher mindestens im selben Masse Propaganda und wer versucht sie ad absurdum zu führen, erscheint diesen gut gläubigen Byzantinern als übel wollender Verkleinerer. Ich überlasse es dem Leser zu entscheiden, zu welcher Kategorie die bewundernde Aeusserung des amerikanischen Professors Peabody zu rechnen ist. Peabody war bekanntlich der erste ausgetauschte Professor und wurde vom Kaiser mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Unter andern Ueberschwänglichkeiten gab der Professor kurz vor oder eben nach seinem Weggang von der Universität von Berlin als Beweis des universalen Wissens des deutschen Kaisers als Erlebnis zum besten, der Monarch habe ihm bei Frühstück sämtliche assyrischen Könige lückenlos und in richtiger Reihenfolge hergesagt. Er tat auch noch andere Aeusserungen, auf die wir im Kapitel „Ausland" zurückkommen werden. Abgesehen von dem Unmoralischen, das immer im Byzantinertum liegt, sind all diese anmutigen kleinen Geschichten, mit denen man ein dickes Buch füllen könnte, tatsächlich schädlich. Sie lenken die Aufmerksamkeit des Volkes von dem Gebiet ab, welches die Verfas-

sung dem Kaiser zuweist, und wenn von Misserfolgen hier die Rede ist, so tut man gerne Rückschlüsse von dem andern aus und meint, bei solchen Gaben, bei so enormem allseitigen eindringenden Wissen, müsse abfälliges Urteil über die Politik doch wohl auf Irrtum beruhen. Wären diese Beziehungen und Zusammenhänge nicht vorhanden, so könnte man jene Dinge gleichsam als Privatsache des Kaisers ansehen, die keine öffentliche Bedeutung hätten und infolgedessen auch niemand etwas angingen. Tatsächlich aber dürfen wir nicht daran vorübergehen.

Schopenhauer sagt, dass jede Art von Erkenntnis, also jedes verstandesmässige Auffassen, jedes Aperçu dem Subjekt ein Gefühl lebhafter Genugtuung gibt. Diese wird auch dem Kaiser nicht fremd sein und die Folge ist, dass seine Umgebung, ich meine damit nicht nur die ständige, sondern auch die Leute, mit denen er jeweilig spricht, ihm so viel wie möglich diese Genugtuung verschaffen, mit dem Scharfblick des Byzantiners auch da suggerieren, wo es nach Lage der Dinge nicht am Platze wäre. Ein Monarch, der sich für so viele Gebiete interessiert, sich aber bei aller Intelligenz nur oberflächlich damit befassen kann, muss mit Naturnotwendigkeit diesem Verfahren unterliegen.

Es wird häufig von Leuten erzählt, die der Kaiser mit einer Unterhaltung beehrte, dass er in sehr kurzem Zeitraum die verschiedensten Gebiete berührt und so lange von Sachkenntnis zeugende Fragen stellt, bis der Gefragte ermattet, bis er versagt und sein Geist nicht mehr imstande ist, wie ein Maschinist sagen würde, schnell und beständig umzusteuern. Der schnell fassende und bewegliche Geist des Kaisers zeigt sich auch hierin, man würde aber byzantinisch urteilen, wenn man daraus auf Tiefe und Gründlichkeit schlösse. Es ist ein Verfahren, das sich nur aus dem

Umgang mit schnell fertigen und gewandten Leuten ergeben haben kann, und das auch des Kaisers Urteil beeinträchtigt hat. Sonst müsste er wissen, dass dies nicht der Weg ist, um aus einem anders gearteten Menschen das herauszuholen, was er weiss und was er ist. Darauf muss es doch schliesslich dem Monarchen vor allem ankommen, denn wir weisen die Annahme von uns, dass es ihm nur darum zu tun sei, seine Ueberlegenheit in schneller und konzentrierter Unterhaltung zu beweisen. In dieselbe Rubrik gehört, dass der Kaiser schnelle Antworten verlangt und wenn sie nicht gegeben werden, häufig die Unterhaltung einfach abbricht. Darin erkennen wir die Schule der ihn umgebenden Byzantiner, welche ihn im Laufe der Zeit zur Auffassung gebracht haben, dass im schnellen Spiel von Frage und Antwort der Mensch zu erkennen sei.

Es ist beinahe überflüssig, auszusprechen, dass es dem Kaiser völlig fernliegt, bewusst dem Byzantinismus direkt oder indirekt entgegenzukommen oder ihn gar zu ermutigen. Sicher würde er sich bei Erkenntnis solcher Symptome mit Abscheu und Widerwillen abwenden. Kaiser Wilhelm II., und das bildet einen nicht nur hervorragenden, sondern leitenden Zug seines Charakters, hat sich von Beginn seiner Regierung an mit Feuereifer und dem allerredlichsten Willen in den Dienst der ihm obliegenden Aufgaben gestellt. Wie man seine Tätigkeit und deren Erfolge beurteilt, das ist eine ganz andere Sache. Niemand aber, der unparteiisch urteilen will, kann verkennen, dass der Kaiser sich mit seiner ganzen Person und in einer Art, die nach seinem subjektiven Dafürhalten richtig ist, sich seinen Herrscheraufgaben widmet. Entspricht das aber den Tatsachen, so ist ausgeschlossen, dass ein Mann wie er seinem Wesen nach den Byzantinismus begünstigen könne.

Auf eine zweite Charaktereigenschaft des Kaisers

glaube ich weiter an dieser Stelle hinweisen zu müssen, nämlich das zwingende Bedürfnis, sich so zu geben, wie er im Augenblick empfindet; solche Aufrichtigkeit schliesst Selbsterkenntnis allerdings nicht ein. Diese ist schon bei den Menschen überhaupt eine sehr seltene Gabe, die sie sich ebensowenig geben können, wie das Streben zur Selbsterkenntnis; ein Monarch gelangt noch schwerer dazu. Jedenfalls, soviel Anstoss man auch politisch an den kaiserlichen Reden, schriftlichen oder telegraphischen Aeusserungen nehmen kann, sie tragen stets und sämtlich das unverkennbare Gepräge der Aufrichtigkeit. Die Widersprüche, welche sich ja in reichem Masse offenbaren und oft zeitlich ganz dicht beieinander liegen, begründen sich zum Teil in der übernormalen Eindrucksfähigkeit seines Wesens. Vor einiger Zeit wurde erzählt, der Kaiser habe bei einem Tischgespräch gesagt, er bereue oft Nächte lang, wenn ihm zum Bewusstsein gekommen sei, in einer Rede mehr gesagt zu haben, als mit dem politischen Interesse vereinbar war. Mag diese Geschichte nun authentisch sein oder nicht, sie hat vollen Anspruch auf psychologische Wahrheit. Wilhelm II. denkt viel über sich und seine Handlungen nach und seine Natur zwingt ihn zum Versuch, sich selbst gegenüber Rechenschaft abzulegen. Das ist ein Ton, der von Beginn seiner Regierungszeit manchmal mit langen Unterbrechungen, aber doch immer wieder durchklingt. Bis zu welchem Grade jemand imstande ist, seine Handlungen objektiv betrachten zu können, bleibt Sache der Charakteranlage und wird bei komplizierten Naturen wie der des Kaisers durch andere Eigenschaften erschwert. Für ihn als Kaiser kommt noch die fernere Schwierigkeit hinzu, dass ihm viel weniger adäquate Vergleichsobjekte zur Verfügung stehen als andern Menschen. Die byzantinische Einwirkung der Umgebung liefert ein weiteres Hindernis. Dies kann nur durch Instinkt und Men-

schenkenntnis, wie sie Wilhelm I. in so hohem Grade besass, ausgeglichen werden, und hier scheint die Natur seinen Enkel erheblich weniger Gaben verliehen zu haben, sonst könnte er nicht Männer in seinem Umgange und selbst in hohen wichtigen Stellungen dulden, die sich sogar in der Oeffentlichkeit durch unerträglichen Byzantinismus dauernd bemerkbar machen, ohne dass es ihnen dem Kaiser gegenüber geschadet hätte. Nach unserer Voraussetzung aufrichtigsten Wollens und Ehrlichkeit, lässt sich das nur so erklären, dass der Kaiser sich über seine Leute täuscht und sie ihn absichtlich zur Selbsttäuschung führen. Grosse gesellschaftliche Gewandtheit und vor allem schmiegsame Unterhaltungsgabe finden wir beinahe bei allen, und den Charakter des Kaisers zu studieren, seine jeweiligen Stimmungen auszunutzen, ist für sie Daseinszweck. Natürlich ist auch die zweite Kategorie vorhanden, die auch Friedrich der Grosse erwähnte, das sind die ehrlichen Polterer, die biederen Charaktere. die Schmeichler durch originelle Grobheit. Sie lernt man auch im Berufsleben kennen, wo sie eine besondere Klasse des Strebertums bilden. Letzteres ist, mag es sich in noch so niedrigen Sphären äussern, dem Byzantinertum wesensgleich. Es bedeutet die Berechnung auf die Person ohne Ansehen der Sache, die Kunst der Physiognomik in bezug auf den Vorgesetzten, welcher jeweilig für das Fortkommen als massgebend erscheint. So muss es denn auch durchweg das höchste Ziel des Strebers, welchem Stande er auch angehört, bilden, seine Talente unmittelbar der höchsten Person gegenüber zu betätigen. Der rauhe ehrliche Streber speziell gelangt leicht in Vertrauensstellungen, er wird nicht so leicht erkannt, weil sein äusseres Gebahren scheinbar dem typischen Wesen des „Schmeichlers" widerspricht. Es ist bekannt, dass der Kaiser zuweilen gestimmt ist, ein sogenanntes offenes Wort nicht

übel zu nehmen, sondern im Gegenteil sich freut, es zu hören. Da wird ihm denn gerade diese Kategorie mit wohlberechneten „offenen Worten" gefährlich. Mit der Zeit muss naturgemäss die Fähigkeit des Kaisers, wirkliche Offenheit zu ertragen, geringer und die Stimmungen dafür seltener werden, denn die Byzantiner und Streber seiner Umgebung verengen die Grenzen, weil sie ihre Person und nicht die Sache im Auge haben. So finden wir denn unter ihnen stets eine verhältnismässig grosse Anzahl scharfer und hurtiger Intelligenzen, die er mit schnellem Blick erkannt hat. Wie viele Charaktere aber dazu gehören und Männer, die der Sache dienen wollen, hängt mehr vom Zufall ab. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung werden sie schon deswegen sehr in der Minderheit bleiben, weil sie weniger die Neigung und das ausgesprochene Bestreben haben, in die Umgebung des Monarchen zu gelangen, oder sich ohne Ansehung der Mittel sein Vertrauen zu erwerben.

Im engsten Zusammenhange mit der schnellen und beweglichen Intelligenz des Kaisers stehen seine rednerischen Gaben, unterstützt durch eine ausserordentlich starke Phantasie. Diese ist von einer Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit, dass sie durch jeden Anlass in erstaunlichster Weise erregt wird, mag ersterer nun als Wirkung eines Buches, einer äusserlichen Gelegenheit, z. B. eines Festes oder eines geschichtlichen Gedenktages, oder irgend eines Gedankens, der von aussen in seinen Gesichtskreis tritt, hervorgerufen werden. Kaiser Wilhelm II. ist ein geborener Redner und besitzt auch das charakteristische Pathos eines solchen. Die Rede ist ihm meist nicht Mittel, sondern Zweck, bedeutet ihm an und für sich den natürlichen Ausdruck seines Wesens, ein Zurgeltungbringen seiner hervorragendsten Gaben und infolgedessen eine Tat. Der Unterschied zwischen dem geborenen Redner und dem Politiker, der sich der Rede als Mittel be-

dient, um durch Mitteilung seiner Gedanken einen bestimmten sachlichen Zweck zu erreichen, ist ein sehr grosser. Wie viel solcher Leute mag es gegeben haben und geben, welche niemals eine öffentliche Rede gehalten hätten, wären sie nicht Politiker geworden. Der Kaiser dagegen würde, welchem Stande oder Beruf man ihn sich als Privatmann angehörig denkt, immer geredet haben; seine Natur drängt ihn ebenso gebieterisch zur Betätigung dieses Talents wie seinen Grossonkel Friedrich Wilhelm IV. Dem geborenen Redner ist der Beifall natürliches Bedürfnis, er bildet die unmittelbare Reaktion, überhaupt die Wirkung der Rede. Wo der Beifall fehlt, ist Misserfolg, denn er drückt aus, was der Redner will und wollen muss. Der vollkommenste Erfolg ist vorhanden, wenn die Rede sich unmittelbar oder mittelbar in Handlungen umsetzt; für den öffentlich wirkenden Politiker ist sie unentbehrlich. Die Stellung des Monarchen aber lässt in unserer Zeit Gelegenheit zu einer Umsetzung des gesprochenen Worts in die Tat kaum mehr als möglich erscheinen. Wo er also, wie Kant sagt, das „unhintertreibliche Bedürfnis" fühlt, seine Gabe zur Geltung zu bringen, ergibt sich von selbst ein Missverhältnis für ihn wie für die Hörer. Wie den geborenen Redner das instinktive Gefühl erfüllt, eine Tat müsse folgen, zeigt jene berühmte Rede König Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg, wo er die Zuhörermengen förmlich zwang durch die feurige Gewalt seiner Worte, ihm eine aufrichtig begeisterte Zustimmung, ein Gelübde zuzurufen.

Man kann häufig die Frage hören, weshalb der deutsche Kaiser so viel und oft redet. Darauf lässt sich nur antworten, weil seine Natur ihn dazu zwingt und weil er eben ein geborener Redner ist. Ein so veranlagter, viel reisender und festlichen Veranstaltungen nicht abholder Monarch benutzt natürlich auch Anlässe zum Reden, die

nur in einer verhältnismässig geringen Anzahl von Fällen als Gelegenheit im politischen Sinn bezeichnet werden können. Da nun der Kaiser, was auch Reichskanzler und Staatssekretär sagen mögen, niemals Privatperson ist, sondern immer Kaiser des Deutschen Reiches und als solcher „im Dienst", so ergibt sich der Konflikt von selbst und tritt um so schärfer hervor, als der Kaiser seine auf äussere und innere Politik die Zukunft des Reiches, auf Kunst, Religion, und was es auch immer sei, gerichteten Gedanken, die er gerade im Moment der Rede gereift in sich glaubt, mit denkbar grosser Schärfe und Pathos auszusprechen pflegt. Er wünscht ohne Zweifel jedesmal, dass seine Worte dauernde Wirkung haben möchten und verkennt damit die Natur der Rede — mag sie nun gesprochen, gedruckt oder telegraphiert sein — sofern sie nicht als Mittel einem ganz bestimmten greifbaren und durch unmittelbares Handeln erreichbaren Zweck dient. Ein solcher wäre z. B. die Vertretung einer abgelehnten wichtigen Forderung an den Reichstag. Auf diese Kategorie kommen wir noch zurück. Um eine einfache Aussprache seiner Gefühle kann es ihm nie zu tun sein und selbst wenn es der Fall wäre, so würde der darin liegende politische Fehler nicht geringer sein. Hieraus ergibt sich schon, dass seine Reden nie den Erfolg haben können, den er bewusst oder unbewusst ersehnt, und verstärkt wird der Eindruck noch dadurch, dass seine Reden durchweg Stimmungsbilder sind. Bei der Eindrucksfähigkeit des Kaisers und der Lebhaftigkeit seiner Auffassung aller ihm gerade augenblicklich ins Auge fallenden Verhältnisse ist er sehr häufigen Stimmungswechseln unterworfen und deren treue Spiegelbilder geben seine Reden. Stellt man auch nur die während eines verhältnismässig kurzen Zeitraumes gehaltenen nebeneinander, so wird man allerdings die ursprünglichen Wesenszüge des Kaisers un-

verändert darin wahrnehmen, sonst dagegen einen Wechsel der Anschauung und des Urteils von beispielloser Buntheit. Die natürliche Folge ist, dass man den Reden des Kaisers in Deutschland eine programmatische Bedeutung nur in sehr bedingtem Masse mehr zumessen kann. Was der Kaiser will, ist gleichwohl klar und lässt sich mit zwei Worten sagen: Unbedingte auf absolutem Vertrauen beruhende Gefolgschaft des ganzen Volkes. Er verkennt, dass letzteres einmal eine schwer und langsam umsteuernde Maschine ist. Das Volk lässt sich wohl bei grossen Gelegenheiten zu einer auch noch nachwirkenden Begeisterung hinreissen, kann aber sonst nur durch stetiges und erfolgreiches Handeln zu vertrauensvoller Gefolgschaft gebunden werden. Mit allgemeinen Zielen und Betrachtungen weiss es auf die Dauer nichts anzufangen. Es will auch zum Handeln gezwungen werden, das Ziel und den Weg dazu sehen. Dem Kaiser selbst wird auch mittlerweile das Gefühl nicht fremd geblieben sein, dass seine Worte jenes heisserstrebte grosse Ziel nicht erreicht haben; wenn auch nicht in dem Masse, wie es der Wirklichkeit entspricht. Denn in diese Lücke ist der Byzantiner getreten und man muss zugeben, dass sie wie für ihn geschaffen scheint. Der verlogene Chor begeisterter Zustimmung und überschwänglicher Lobeserhebung bietet alles auf, um den Kaiser über die Wirkung seiner Worte zu täuschen. Man geht darauf aus, ihn glauben zu machen, dass seine Reden wirklich Taten bedeuten und von unermesslicher wohltätiger Wirkung sind. Die byzantinische Presse täuscht auch die Oeffentlichkeit, d. h. ihre Leser, indem sie aus jeder Rede mit immer gleicher Begeisterung neue beglückende Perspektiven eröffnet; sie scheut auch vor groben Fälschungen nicht zurück und verwischt geflissentlich Widersprüche. Diese Presse ist es und bezeichnenderweise an ihrer Spitze die offiziös beeinflussten

Organe, welche den Kaiserworten jenen mystischen Nimbus verschafft, der über ihren eigentlichen Inhalt täuscht und allen denen Gelegenheit zum Beifall und fauler Begeisterung gibt, denen dieses Gefühl, mag es auch nur augenblicklich sein, weit wertvoller ist, als unerfreuliche Wahrheit. Diese Leute, und zu ihnen kann man leider nicht nur den byzantinisch verseuchten Teil der Presse rechnen, sondern auch eine grosse Menge öffentlich wirksamer und beamteter Personen, besitzen nicht die Ehrlichkeit, entweder jeglichen Kommentar zu unterlassen, oder aber jede kaiserliche Rede an den tatsächlichen Verhältnissen und dem tatsächlichen Handeln der Regierung endlich auch im Vergleich zu früheren Reden zu prüfen, sondern berauschen ihre Leser und Hörer mit Phrasen, die stets und unveränderlich in der jubelnden Behauptung gipfeln, jetzt sähe man wieder einmal, welch ein universales Genie der deutsche Kaiser sei, wie hoch seine Gedanken flögen, wie weit sein Blick reiche, wie fest er das Ziel im Auge habe usw. Diejenigen Byzantiner, welche das Ohr des Kaisers haben, arbeiten natürlich nach oben, sie nehmen Gelegenheit, ihm gegenüber auf Punkte seiner Reden zurückzukommen, um zu zeigen, wie tief ihr Eindruck auf sie gewesen ist. Sie suchen Analogien zu Verhältnissen, die sie aus dem Zusammenhange herausgreifen oder erfinden, um zu zeigen, wie der Monarch wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen habe; sie unterlassen keine Gelegenheit, ihm bemerkbar zu machen, dass das Kaiserwort nicht verhallt ist, und benutzen dazu die am selben Strange ziehende Presse. Wer trotz allem Streben noch im Dunkel der Provinz steht, dem bietet jede Kaiserrede eine Stufe; mit flammender Begeisterung wirkt er in seinem Kreise wie der König David, als er lobsingend vor der Bundeslade tanzte, und ich fürchte, dass seine Gattin ihm eher noch ein Ex-

celsior zurufen wird, als sich über ihn lustig machen, wie die mit Kinderlosigkeit gestrafte Michal.

Nach den Charaktereigenschaften des Kaisers kann man annehmen, dass, wenn diese raffinierte Byzantinerei nicht wäre, sondern man ohne Ausnahme nüchtern und sachlich zu den kaiserlichen Reden Stellung nähme, er vieles nicht gesprochen hätte, was er gesprochen hat. Wir wissen aus Erfahrung, dass er trotz seines früheren Wortes: „Ich schau herab von meinem Tier auf das Gehudel unter mir", gegen die öffentliche Stimmung im Reich keineswegs unempfindlich ist, im Gegenteil. Er hat ihr auch in vielen Fällen nachgegeben, d. h. er glaubte es. In den meisten von ihnen aber war das nicht die wirkliche Stimmung eines beträchtlichen Teils national und politisch denkender Deutscher, sondern ein Fabrikat der byzantinischen oder freisinnigen Presse und ebenso gearteter einzelner, die persönlichen Konnex mit dem Kaiser haben. Unempfindlich kann und darf selbstverständlich weder ein Staatsmann noch ein Herrscher gegen die öffentliche Stimmung sein, er muss sie aber erkennen und nach dem Grade ihrer Bedeutung politisch zu werten imstande sein. Die Byzantiner in der Presse und in seiner Umgebung machen ihm das meist unmöglich, und der psychologische Zusammenhang, weshalb gerade er mit dem Ehrgeiz des Redners und Fürsten und als ein schnell wechselnden Stimmungen unterworfener Mann diesen Schleier schwerer zerreissen kann als vielleicht andere, ist nach dem Gesagten klar. Es besteht eine enge Wechselwirkung; wir haben es mit einer natürlichen Anlage des Kaisers zu tun, welche, wenngleich eine seltene Begabung, dem Byzantinismus einen allzu günstigen Nährboden bietet.

Wie jedes auffallende Talent und jede glänzende Begabung Nachahmer findet, so muss das in noch viel höherem Grade der Fall sein, wenn er Vertreter oder Herrscher eines

grossen Reiches ist. Seit der Thronbesteigung des Kaisers sehen wir eine geradezu erschreckende Zunahme der Wortfreudigkeit im Deutschen Reich. Es ist mittlerweile so weit gekommen, dass in der anständigen deutschen Presse seit einiger Zeit ernster Einspruch dagegen erhoben wird. Das will aber, darin wird mir, glaube ich, jeder recht geben, viel sagen, denn diese Reden sind ja samt und sonders „patriotisch", d. h. mit andern Worten, sie preisen den Kaiser, seine Handlungen, seine Gedanken und Absichten. Die Redner werden natürlich von verschiedenen Kategorien gestellt, in der Hauptsache sind es bewusste Byzantiner oder aber ehrlich begeisterte. Ueber die erste Kategorie haben wir schon gesprochen, was die letzte anlangt, so glaube ich, dass man sie in keinem andern Lande so ausgebildet und in solcher Originalität vorfindet. Wie der bewusste Byzantiner, befleissigen sie sich, die Ausdrucksweise des Kaisers nachzuahmen, sie geraten bei den gleichgültigsten Anlässen in eine hohe pathetische Erregung und arbeiten nur mit den allerstärksten Ausdrücken. Dabei kann das alles ganz aufrichtig gemeint sein, d. h. sie halten diesen Aufwand an Worten und Pathos für modern und notwendig. Man muss „begeisternd" sprechen und das Vorbild liefert der Kaiser. Dieser Gedankengang enthält nicht etwa eine Ironie, sondern ist tatsächlich vorhanden, ganz ernsthaft findet man, der Kaiser sei tonangebend, ebenso wie vor einigen Jahren die Besitzer eines Schnurrbarts nach dem Vorgang des Kaisers die Spitzen nach oben richten liessen. Diese ehrlichen braven Byzantiner, d. h. nur die Kategorie, die jetzt ich damit meine, haben nach solchen Reden nur das Gefühl erfüllter vaterländischer Pflicht. Es war eine Tat, die ihnen von dieser Pflicht auferlegt war, der sie sich als Patrioten nicht entziehen konnten, noch wollten, und eben deswegen war es eine Tat. Die Begeisterung braucht man

sich nicht zu besorgen, sie ist allzeit bereit und ausserdem jetzt in langer strenger Schule geübt, auf jeden Phrasenschwall, wenn er nur „patriotisch" ist, sofort zu reagieren. Das gilt nicht nur für die Zuhörer, die ja ausserdem zum Schluss die Genugtuung haben, drei kurze militärische Hurras von sich zu geben, sondern vor allem auch für den Redner selbst. Wer will, kann oft beobachten, dass sogar patriotische Fest- und Essredner von ihren eigenen Worten oder vielleicht vom Gedanken an ihre Worte so tief ergriffen werden, wie der Schauspieler im Hamlet, obgleich sie weder Aufgabe, noch Beruf haben, zu schauspielern. Mit wenigen Ausnahmen liegt aber unter aller dieser Ehrlichkeit doch etwas lügenhaftes. Ebenso wie Leute weinen können, wenn sie wollen, so lässt sich die Begeisterung und die bekannte gehobene Stimmung gleichfalls mit gutem Willen erreichen. Schon das Zusammensein mit vielen andern festlich gekleideten Menschen regt bekanntlich an, der Alkohol ist das Begeisterungselement par excellence und wo er nicht ist, da vermag lautes Sprechen und Geschrei schon ähnliches bewirken. Jeder, der mitgeschrien hat, fühlt sich von dem Tage an als Politiker, der für Ruhm und Grösse des Vaterlandes unerschrocken eingetreten ist und seine Treue gegen das Hohenzollernhaus mutig vor aller Welt bekannt hat. Er hat „Politik gemacht" und die Folge ist, dass in der Zwischenzeit des gewöhnlichen Lebens die politische Indifferenz um so grösser wird. Man schimpft ein wenig über Reaktion oder Liberalismus, sucht ausserdem aber nur nach patriotischen Phrasen, die sich bei der nächsten festlichen Gelegenheit oder am Stammtisch verwenden lassen. Die Behauptung ist nicht übertrieben, das politische Leben breiter Massen in Deutschland beschränke sich auf diese Aeusserungen, und dass als Höhepunkt Festreden angesehen werden. Das Verhalten staatlicher

und städtischer Behörden zeigt übrigens oft genug, dass das auch ihre Ansicht ist. Wäre nur ein bisschen politische oder moralische Sachlichkeit in dem Geschwätz, so könnte man gelegentliche Ueberschwänglichkeiten gerne hingehen lassen, aber wir finden sie wahrhaftig kaum, sondern immer nur die Verherrlichung des Kaisers, in den allgemeinsten Ausdrücken, politisch und persönlich. Von den Rednern will ich gar nicht sprechen, die durch irgend eine Gelegenheit in die Lage gesetzt werden, dem Kaiser eine Ansprache zu halten. Speziell der Stand der Bürgermeister hat sich innerhalb der letzten Jahre eine Unterwürfigkeit des Ausdrucks angeeignet, die selbst bei uns unangenehm auffällt, mit ihm halten nur deutsche Botschafter einen Vergleich aus. Auch Pfarrer lassen sich, mag der Kaiser zugegen sein oder nicht, zu den grössten byzantinischen Geschmacklosigkeiten hinreissen, während das Offizierkorps sich noch immer vorteilhaft abhebt. Dabei darf man allerdings nicht an Waldersee denken, kann auch trotz der Anerkennung nicht verschweigen, dass die militärische Einfachheit des Ausdrucks, die früher gang und gebe war, von Ausnahmen abgesehen, nicht mehr vorhanden ist. Man hat vielfach Ausdrucksweise und Stil der kaiserlichen Reden angenommen. Bei patriotischen Festen, z. B. dem Geburtstage des deutschen Kaisers, wo früher das einfache Hoch ausgebracht wurde, hält man jetzt eine lange Rede über die Eigenschaften des Kaisers, die eigenen Pflichten und alle möglichen andern, zuweilen sehr erwähnenswerten, Dinge, die eben nur nicht in den Charakter einer solchen Feier hineinpassen. Das einfache Hoch ist unter allen Umständen viel passender und würdiger. Zivilfeiern des kaiserlichen Geburtstages machen natürlich noch viel ausgiebiger von der Rede Gebrauch und ein Panegyrikus folgt dem andern.

Ich brauche das nicht näher auszumalen, denn jeder kennt es und weiss, wie viel leeres Stroh hier gedroschen, welche kurzlebigen Begeisterungsfeuer hier entzündet werden. Niemand kann im Ernst glauben, dass das seichte und innerlich immer, äusserlich oft verlogene Geschwätz auch nur den geringsten Einfluss nach der guten Seite haben könne. Gewiss, Feste und patriotische Zusammenkünfte müssen vorhanden sein, das ist politisch notwendig und richtig; gipfeln sie aber in Byzantinismus, so tun sie Schaden und keinen Nutzen. Sie entnerven die politische Energie und töten den politischen Sinn. Ausnehmen möchte ich nur in gewisser Weise die Reden, welche zuweilen in der ultramontanen Partei des Zentrums gehalten werden und deren Byzantinismus, ich erinnere an die jährlichen Aussprachen des Grafen Ballestrem, selbst ein Bürgermeister schwer überbieten würde. Hier haben wir es vielmehr mit sehr ernsthaften Politikern zu tun, welche mit einem modernen Mittel ihre politischen Zwecke heiligen wollen; doch davon später.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die Gabe der Rede, welche den deutschen Kaiser mit der Kraft eines grossen Talents zur Ausübung zwingt, besonders nach der eben erörterten Richtung hin von sehr schädlicher Wirkung ist. Den lügenhaften Strebern gibt sie Handhabe und die übrigen erfüllt sie mit echt byzantinischer Bewunderung, nimmt ihnen jegliches Augenmass für das Wirkliche und lässt die Energie nicht aufkommen, das Wirkliche auch nur erkennen und beurteilen zu wollen. Nur etwas mehr Wahrheitsmut und Chrakter, etwas weniger Phrasenfreudigkeit und geistige Faulheit, so würde auch die Rückwirkung der öffentlichen Stimmung auf die kaiserliche Person von sehr nützlichem Erfolge sein. Wie die Verhältnisse aber jetzt noch liegen, muss der Erfolg seiner rednerischen Tätigkeit den Kaiser nur in dem Gefühl be-

stärken, dass er auf dem richtigen Wege sei, denn er sieht ja Erfolg, er sieht und hört, dass man ihm nicht nur zustimmt, sondern sogar mutatis mutandis nachzuahmen versucht. Rechnen wir dazu die Selbstsuggestion, welcher jeder geborene Redner mehr oder minder unterliegt und die übrigen Eigenschaften des Kaisers, darunter den Wunsch nach Beifall und Erfolg, so ist es in der Tat nicht zu verwundern, dass er alle anders Denkenden und sich Aeussernden für Nörgler hält.

Wilhelm II. gehört trotz der veränderten Zeiten zu den Herrschern, welche es als ihre Aufgabe betrachten, wie ich schon in der Einleitung erwähnte, einen in sich solidarischen internationalen Herrscherstand zu pflegen, soweit er es mit den nationalen Interessen vereinbar glaubt. Man kann diesen Ton besonders aus den Ansprachen heraushören, welche er an fremde Souveräne richtet und dass es ihm auch daran liegt, jedenfalls früher daran lag, in der deutschen Oeffentlichkeit für dasselbe Ziel zu wirken. Welchen andern Zweck könnte er sonst verfolgen mit begeisterten Schilderungen ihrer hohen Eigenschaften, die sie in seinen Augen besitzen. Am prägnantesten war der Ausdruck dieses Gefühls damals, als er vom russischen Zaren nach dessen Abreise sagte, noch ständen alle unter dem Eindruck seiner ritterlichen Heldengestalt. Dieselbe Auffassung zeigte sich in neuerer Zeit, als der junge König von Spanien Berlin besuchte und der Kaiser seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, dass das deutsche Volk sich im täglichen Gebet für den jungen Herrscher vereinige. Auch bei seinem Besuch im Sommer 1906 in Norwegen sprach er dem neuen König als neuem Glied der Herrschergesellschaft seine Gefühle in ähnlicher Weise aus. Dabei kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der Kaiser vorher getan hat, was er konnte, um die Thronbesteigung gerade dieses Königs, dessen Frau bekanntlich Engländerin ist,

zu hindern; das entsprach unserem nationalen Interesse. Auf dieser Auffassung glaube ich, beruht auch zum Teil die trotz aller Misserfolge noch bestehende Neigung des Kaisers, auf rein persönlichem Wege politische Fragen zum Austrag zu bringen, gleichsam unter vier Augen Dinge zu regeln, welche in erster Linie Sache des Monarchen seien. Das Gegenstück bilden die von König Eduard von England arrangierten Entrevuen mit fremden Herrschern oder Regierungsvertretern. Eduard VII. reist als Vertreter der Nation und handelt für sie, gleichsam in ihrem Auftrage, während beim Kaiser Wilhelm das dynastische Element im Vordergrunde steht. Eben daraus mag sich auch erklären, dass er solche Reisen gern ohne einen verantwortlichen Vertreter zu unternehmen pflegt. Er glaubt fest, im Interesse des Deutschen Reiches zu handeln und vergisst dabei, dass die Vertreter anderer Staaten die rein persönliche Herrscherpolitik früherer Jahrhunderte nicht mehr kennen, und selbst wenn sie sie ausüben könnten, zu sehr auf dem Boden einer modernen National- und Staatspolitik stehen, um sie auszuüben. Das gilt sogar vom Zaren Nikolaus, hinsichtlich der äusseren Politik wenigstens. Der rücksichtslose Spott, welchen Friedrich der Grosse nicht selten über Souveräne anderer Staaten ausgoss und dessen öffentliche Aeusserung sicher nicht immer im politischen Interesse lag, dürfte Wilhelm II. völlig fern liegen. Er lebt, ganz kurz gesagt, in der Vorstellung, dass der Herrscher als ein superiores Wesen betrachtet werden m u s s, und das Gefühl der Solidarität dieses Standesinteresses beherrscht ihn.

Das Gottesgnadentum.

In Deutschland pflegt man dies Kapitel meist kurz mit dem Hinweis auf die Idee des Gottesgnadentums abzutun, zum Beweise die Auffassung Friedrich Wilhelm des IV. heranzuziehen und aus den Reden Kaiser Wilhelms II. ähnliche abzuleiten. Die Auffassung Friedrich Wilhelms IV. darf als bekannt vorausgesetzt werden. Er glaubte, dass vom Beginn der Thronbesteigung ab eine neue und unmittelbare Beziehung zwischen dem Herrscher und einer allzu persönlich gedachten Gottheit einträte. Er sprach sich darüber in einer Weise aus, für die das von Chamberlain gefundene Wort eines „abstrakten Materialismus" vollkommen passt; auch war etwas Mystik dabei, jedoch wahrhaftig keine tiefe, wie man sich gewöhnt hat, zu glauben oder nachzusprechen. Das Gottesgnadentum hat seinen ersten Ursprung im altrömischen pontifex maximus, fand unter Theodosius dem Grossen seine christliche Verkörperung, und ging schliesslich unter der Voraussetzung einer universalen katholischen Kirche auf den Papst tatsächlich über, nachdem die an sich schon tot geborene Lehre von zwei einander koordinierten aber innerhalb der Kirche befindlichen Gewalten, der geistlichen des Papstes und der weltlichen des Kaisers, den „beiden Schwertern", an ihrem inneren Widerspruch tatsächlich zugrunde gegangen war. Der von Kaiser Wilhelm hochgeschätzte Houst. St. Chamberlain sagt in seinen Grundlagen dazu folgendes: „Die Lehre von den beiden Schwertern hatte schon so arge Verwüstungen in der Denkkraft der Fürsten angeregt, dass sie gar nicht mehr daran

dachten, das zweite Schwert sei besten Falls in der unmittelbaren Gewalt des Kaisers; nein, jeder einzelne Fürst wollte es unabhängig führen und die göttliche Monarchie artete dadurch in eine um so bedenklichere Polyarchie aus, als jeder Principiculus sich die kaiserliche Theologie angeeignet hatte und sich als einen direkt von Gott eingesetzten unumschränkten Gewalthaber betrachtete. Man kann mit den Fürsten sympathisieren, denn sie bereiteten die Nationen, doch ihre Theorie des Gottesgnadentums ist einfach absurd, absurd wenn sie innerhalb des römischen Universalsystems, d. h. also in der katholischen Kirche verblieben, und doppelt absurd, wenn sie sich von den grossartigen Gedanken der einen einzigen von Gott gewollten Civitas dei lossagten." An anderer Stelle spricht Chamberlain von der allmählichen Entwicklung der modernen Staaten und sagt: „Immer klarer erfasst auch das öffentliche Bewusstsein durch die trügerischen Umhüllungen hindurch, welche Rabulisten und Sophisten ihm umhingen, den echten Rechtsgehalt des Königstums, nämlich die altrömische Auffassung des obersten Staatsbeamten, vermehrt jedoch um ein Element, welches die Juristen ein sacrales nennen und welches einen nicht unpassenden mystischen Ausdruck in den Worten findet: »Von Gottes Gnaden«. Manches, was wir in unserm lieben neunzehnten Jahrhundert um uns her beobachteten, berechtigt wohl zur Ueberzeugung, dass wir ohne Königtum und eine besondere Gnade Gottes uns noch heute nicht zu regieren verstehen würden." Chamberlain ist also weit entfernt, wie man von einem so klaren und der Phrase abholden Kopfe auch nicht anders annehmen konnte, das Gottesgnadentum an sich im mystischen Sinne zu fassen. Er hält aber den Ausdruck für „nicht unpassend", weil wir uns ohne Königtum und ohne eine besondere Gnade Gottes heute nicht zu regieren verstehen würden. Das

ist etwas ganz anderes, als die historische Auffassung des Gottesgnadentums, die er mit Recht, selbst bei der früheren naiven Definition des göttlichen Wesens, unter allen Verhältnissen für absurd erklärt. Wenn er mit etwas andern Worten meint, man könne den guten alten Ausdruck gleichwohl beibehalten und ihm noch einen ganz vernünftigen Sinn unterlegen, so lässt sich darüber reden. Um aber in der heutigen Zeit damit das sacrale Moment zu umschreiben, welches sicherlich noch bis zu einem gewissen Grade im Volke wirksam und deswegen auch prinzipiell zu billigen und zu fördern ist, muss der Begriff des Gottesgnadentums ganz ausserordentlich vorsichtig behandelt und interpretiert werden; sonst ist die Wirkung gegenteilig. Man sieht das bei uns in Deutschland seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers. Man legt ihm eine Auffassung unter, wie sie Friedrich Wilhelm IV. besass und ereifert sich auf das heftigste über dies selbstgemachte Schreckbild. Dieses grobe äusserlich wie innerlich unhaltbare Gottesgnadentum bildet ein Hauptagitationsmittel in der sozialdemokratischen Presse und tut offenbar der monarchischen Gesinnung ganz erheblichen Abbruch. Prüft man nun diejenigen Aeusserungen des Kaisers, die zur Konstruktion dieses Phantoms benutzt werden, so lässt sich bei unparteiischer Beurteilung tatsächlich kein Beweis daraus erbringen. Wir finden in starken Ausdrücken die Selbstherrlichkeit betont; so sagte der Kaiser vor einigen Monaten in Breslau, e r d u l d e keine Schwarzseher, früher drohte er diejenigen zu zerschmettern, die sich ihm entgegenstellten, sagte „mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert", kurz, alle jenen bekannten Gedanken, die hier aufzuzählen nicht nötig ist. Auch hat er häufig betont, er fühle sich nur Gott allein gegenüber verantwortlich und nur ihm müsse er Rechenschaft ablegen. Ich glaube, dass das religiöse Moment dabei, in

diesem Sinne jedenfalls, keine Rolle spielt. Es ist vielmehr ein sehr hohes Selbstgefühl und eine persönliche Neigung zur Unabhängigkeit. Als absoluter Herrscher geboren, würde sich Kaiser Wilhelm schwerlich ungezwungen in eine Verfassung hineinbequemt haben. Prüfen wir seine Eigenschaften, so scheint dies Ergebnis, unterstützt und gefördert durch byzantinische Einwirkung, natürlich genug, um gar keine mystischen Vorstellungen notwendig zu machen.

Der häufig wiederkehrende Grundton in seinen Reden: „Einer ist Herr im Lande, und das bin ich", muss im wesentlichen auf den „Willen zur Macht" zurückgeführt werden, und es liegt darin auch die wahrscheinlich unbewusste Ueberschätzung des gesprochenen Worts, denn Wilhelm II. hat während seiner Regierungszeit oft genug erfahren, dass diese Macht nicht in seinen Händen liegt, es auch, wo reale Ziele in Rede standen, niemals auf einen Konflikt ankommen lassen, sondern stets vorher nachgegeben; ja, er hat nachgegeben, wo ausdauernder Widerstand ihn zum Ziele geführt hätte. Der Widerspruch, den seine Reden hierzu zeigen, ist einfach erklärbar; er beruht auf dem Unterschied zwischen dem inneren Wollen aus dem Herrschergefühl heraus und dem beschränkten äusseren Können. In dieser Hinsicht ist seine Individualität stark, denn weder Erfahrung, noch verstandesmässige Erkenntnis von der Unmöglichkeit einer Verwirklichung dieses seines Herrschertraumes haben vermocht, in ihm die Flut rednerischer Erhebung zurückzudrängen.

Dass ihm aber das Gefühl der Selbstgerechtigkeit fremd ist, zeigen zahlreiche Aussprüche. Vom Beginn seiner Regierung an weist er auf den Wert der Selbsteinkehr und der Bescheidenheit hin. Ich verweise auch auf den oben angeführten Ausspruch des Kaisers, er bereue oft Nächte lang, in einer Rede zu viel gesagt zu

haben. Der zeigt, dass er sich für nichts weniger als für unfehlbar hält, er zeigt auch, in was für innere Konflikte ihn seine starken Talente und Affekte bringen und gibt ihm in diesem Sinne etwas Tragisches und Sympathisches. Ein Herrscher, der von seinem Gottesgnadentum erfüllt wäre, könnte so etwas nicht sagen. Man kann auch den Kritikern nicht beipflichten, die sagen, der Kaiser sonne sich in einem ewigen Glanze und fühle sich dort gottähnlich weit über den Sorgen des Volkes erhaben. Ich halte ihn im Gegenteil für einen beständig hart arbeitenden und innerlich oft schwer leidenden Mann. Die Welt, in der er lebt, innerlich lebt, ist allerdings von der unserigen recht weit entfernt, aber sie ist keine des ewigen Glanzes für ihn. Zu seinen Grundeigenschaften gehört jedoch die Auffassung, dass die beiden Welten wesensverschieden sind und dass, wenn er als Kaiser auch irrt und dies sich selbst und seinen Vertrauten bekennt, doch dem Urteil des Volkes nicht erreichbar sein darf. Deswegen, und weil er sich seines aufrichtigen Wollens und rastlosen Eifers bewusst ist, empfindet er auch die Kritik als etwas Ungehöriges, Kränkendes und Ungerechtes. Diese unglückliche Verwirrung kompliziert sich noch unglücklicher dadurch, dass den Kaiser Natur und Gaben zwingen, die Mittel zu verwerfen, welche ihm die Verfassung liefert, um seine Person in hohem Grade der Kritik zu entziehen. Ich glaube nicht, dass Missachtung der Verfassung die Ursache bildet, sondern eben die elementare Gewalt seiner Naturanlage. Auf sie könnten nur zwingende Motive von aussen einwirken und diese wiederum lediglich von seinen ersten Ratgebern und einer geschlossenen, auf nationalem Boden stehenden öffentlichen Meinung geliefert werden. Man mag darauf erwidern, dass solche Ratgeber verantwortlicher Natur, die Charakter zeigen, erfahrungsmässig nicht lange in der Umgebung des Kaisers

bleiben. Das ist zwar richtig, aber es wäre doch wohl anzunehmen, dass, wenn der Kaiser trotz des Wechsels immer wieder dieselbe Auffassung und den gleichen Widerstand fände, er sich dadurch ebenso wie durch andere Widerstände beeinflussen liesse. Sein Wille, das Rechte zu tun und seine Gewissenhaftigkeit sind so gross, dass er sich dieser Einsicht auf die Dauer nicht verschliessen könnte. So fällt denn die Schuld auf diese seine ersten Ratgeber. Sie mögen sagen, dass man ihre Tätigkeit erst würdigen könnte nach Kenntnis aller Dinge, die sie verhindert hätten. Das scheint mir nicht genug, sondern vielmehr ihre verdammte Pflicht, in nichts nachzugeben, was sie nicht vor der Sache, für die sie da sind, verantworten können, sonst machen sie sich des Byzantinismus im allerverwerflichsten Masse schuldig, wenn sie sich auch selbst vielleicht davon frei glauben. Auch die öffentliche Meinung urteilt falsch, wenn sie von einem Ratgeber des Kaisers sagt: „Ja, er kann eben nicht anders und schliesslich müssen wir da oben einen geschmeidigen Mann haben; können uns nur freuen, wenn dieser wenigstens ein Diplomat von Durchschnittsfähigkeit ist und mit dem Kaiser umzugehen weiss." Ich glaube, man hat im Laufe der Jahre doch wohl einsehen können, dass der Weg auf diese Weise nicht aufwärts führt, denke vielmehr, dass der stete Tropfen den Stein hölt und ebenso ein unerschütterliches Bestehen auf dem als richtig erkannten und durch die Reichsverfassung vorgeschriebenen gerade einen Charakter wie den des Kaisers auf die Dauer zwingend beeinflussen müsste. Ein Beweis für diese Auffassung gibt unter andern, dass der Kaiser Staatssekretäre von hoher Tüchtigkeit, die ihm durchaus nie gegen ihre Ueberzeugung zu Willen sind, im Amte lässt.

Vom Gottesgnadentum ist in allem dem nichts enthalten und das Gefühl, dass der Vorgesetzte oberhalb der Kritik

des Untergebenen stehen muss, finden wir in allen Ständen. Trotz des modernen Verfassungsstaates muss das prinzipiell auch für den Herrscher gelten, und kann es auch, wie das Beispiel Englands zeigt. Dass in Deutschland dadurch das Verhältnis ein ungesundes geworden ist, hat nur die erwähnten Gründe.

Schliesslich wird angeführt, dass der Kaiser gesagt hat, er sei nur seinem Gott verantwortlich und nur ihm habe er Rechenschaft abzulegen. Darin etwas Verfassungswidriges zu sehen, ist beinahe komisch. Jeder Mensch ist, von einem gewissen Gesichtspunkt betrachtet, von Gottesgnaden, und jede Tätigkeit, der er sich mit aufrichtigem Streben und allen Kräften widmet. Der Gottesbegriff wechselt nicht nur im Lauf der Zeit, sondern ist auch bei jedem Menschen verschieden, je nach seiner religiösen Glaubensform und der Art, seine Gefühle und Gedanken mit Worten zu umschreiben. Dies auf keine Verhältnisse des realen Lebens sich beziehende Gefühl der Verantwortung einem persönlichen Gott, dem Gewissen, den Geistern der Vorfahren, dem intelligiblen Charakter, oder dem Pflichtbegriff oder Daimonion gegenüber ist etwas ganz Verschiedenes von der Verantwortung, welche sich im äusseren Leben als notwendiges Zwangsmittel auf allen Gebieten erweist. Jeder Mensch, mag er in einer noch so abhängigen Stellung arbeiten, kann mit vollem Recht sagen, er habe nur seinem Gott Rechenschaft abzulegen. Je aufrichtiger er sich diesem Gefühl hingibt, desto gewissenhafter wird er seine äussere Tätigkeit ausüben und desto nützlicher diese sein. Es ist also geradezu lächerlich und zudem höchst geschmacklos, wenn eine gewisse Presse solche Aeusserungen des Kaisers zum Anlass nimmt, mit Männerstolz vor den Thron zu treten und ihm zu sagen, mit dem Gottesgnadentum sei es nun vorbei und die Verfassung habe die Stelle des lieben

Gottes ihm gegenüber übernommen. Diese unehrliche Mache ist gleichwohl nicht ganz unschädlich, denn selbstverständlich muss ein vermeintliches Aufrechterhalten des Gottesgnadentums bis zu einem gewissen Grade dieselben Folgen haben wie ein wirkliches. Der Byzantinismus wird dadurch nicht gefördert, wohl begegnen wir hier und da auch in der Presse einem schüchternen Versuch, mit allerhand logischen Verrenkungen dafür einzutreten, aber es dürfte nur in sehr engen Kreisen Widerhall finden und auch da höchstens als brauchbares Mittel betrachtet werden, um eine ultrakonservative Auffassung zu stützen. Eine byzantinische Saite lässt die Theorie vom Gottesgnadentum nicht mehr erzittern, im Gegenteil, und darin liegt die schädliche Folge dieser Verdrehung, sie erweckt kalte Missbilligung und im besten Fall lässt sie gleichgültig. Der berufsmässige Byzantiner, der diesen Zusammenhang nicht durchschaut, sondern glaubt, dass der Kaiser an der Idee des Gottesgnadentums hängt, arbeitet natürlich emsig in dieser Richtung weiter. An seinen Reden lässt sich das oft genug erkennen und er schafft damit zwar keine Menschen seinesgleichen, aber solche, die ungerecht abfällig urteilen. Eine ungünstige Wirkung auf den Kaiser selbst wird dadurch erzielt, dass seine Umgebung begeistert für das Gottesgnadentum eintritt und ihm damit den Eindruck verschafft, dass das Volk sich ebenfalls dafür noch erwärmen könne. Das mag er dann unter Umständen, und von seinem subjektiven Standpunkt aus folgerichtig, für nützlich halten, um die Herrscherautorität zu befestigen.

Religion.

In einem gewissen Zusammenhang mit dem Inhalt des vorigen Kapitels steht die religiöse Stellung des Kaisers. Welche Form sein innerstes religiöses Leben haben mag, zu erörtern, ist nicht angebracht. Es gibt auch unter Menschen unserer Umgebung, die wir zu kennen glauben, viele, die bis an das Ende ihres Lebens eben darin nicht verstanden werden und selbst, wenn sie es wollten, ihr Wesen nicht offenbaren könnten. Die Sprache der Menschen ist zu verschieden. Hinsichtlich des Kaisers kommt noch hinzu, dass seine religiöse Stellung nur insofern von Interesse ist, als sie eine Wirkung auf das öffentliche Leben äussert. In Deutschland ist diese Wichtigkeit allerdings ziemlich gross, denn wir haben 20 Millionen Katholiken, und das Kaiserhaus ist evangelisch. Die politische Vertretung dieser Katholiken erkennt eine nationale Monarchie de facto nur formal an und bildet so politisch einen Fremdkörper, von der internationalen römischen Kirche kräftig gestützt; und mit religiösen und religiös-politischen Mitteln wird dauernd im antinationalen Sinne nicht nur, sondern auch in antiprotestantischen gearbeitet. Insofern ist es allerdings eine Sache von hohem Interesse, sich klar zu machen, aus was für Triebfedern die Handlungen und Unterlassungen des deutschen Kaisers auf diesem Gebiete entspringen. Wir werden bei der Gelegenheit auch ein Musterbeispiel finden, wie der Byzantinismus als kalt überlegtes Mittel in der Religionspolitik des ultramontanen Zentrums eine recht bedeutende Rolle spielt.

Der Kaiser ist der Ueberzeugung, dass Religiosität ein notwendiges Element gesunden Volkslebens bildet und legt auf die religiöse Form, d. h. das Vorhandensein einer Form, besonderen Wert. Er hat, wohl teilweise um Anregung zu geben, mehrfach öffentlich Stellung in Religionssachen genommen und sich, wie er es gewohnt ist, stets mit grosser Schärfe ausgesprochen, sich auch zu Problemen geäussert. Dadurch ist er in den Ruf einer tiefen und suchenden religiösen Persönlichkeit gekommen, eine Ansicht, der man sich nicht anschliessen kann. Es ist zu bedenken, dass die vom eigentlich kirchlichen Leben unabhängigen religiösen Aeusserungen des Kaisers stets durch äussere Gelegenheiten nicht nur hervorgerufen, sondern auch inhaltlich mit bestimmt wurden. So war es mit dem Brief an Admiral Hollmann, den die Bibel-Babeldebatte hervorrief und ausserdem die kurz vorher gehaltene Görlitzer Rede (von der Weiterbildung der Religion), die dem Kaiser einer gewissen Korrektur zu bedürfen schien. Die viel erörterte Rede gelegentlich der Konfirmation zweier Söhne enthält in der Auffassung, wie im Ausdruck, ganz auffallende Anklänge an Chamberlain, den der Kaiser gerade in jener Zeit gelesen hatte und zu diskutieren liebte. Er sprach darin von Christus als der „persönlichsten Persönlichkeit", während Chamberlain sich mit einer stark unterstrichenen „Persönlichkeit" begnügt; auch der Gedanke, dass jeder Mensch, sei er gläubiger Christ oder nicht, zur Persönlichkeit Christi Stellung nehmen müsse, ist von Chamberlain ausführlich und nachdrücklich behandelt. Wir beabsichtigen damit nicht, die Aeusserungen des Kaisers herabzusetzen, sondern es ist im Gegenteil für uns nur erfreulich, wenn er sich auf den Boden bedeutender geistiger Persönlichkeiten offen stellt. Es ist zugleich ein Beweis gegen die Behauptungen, der Kaiser hinge der Idee des Gottes-

gnadentums und eigener Unfehlbarkeit an. Täte er das, so würde er niemals imstande sein, so weltbekannte Gedanken, wie die Chamberlains, öffentlich zu vertreten. Auch der Brief an Hollmann zeigt, wie wir gleich sehen werden, nicht die ihm fälschlich angedichtete Tiefe und Originalität. Darum ist es auch jedenfalls dem Kaiser nicht zu tun gewesen, er wollte Stellung nehmen zu einer Frage, die die Gemüter beschäftigte und die Orthodoxen, speziell die Geistlichkeit, ausserordentlich erregte, wollte sagen, dass er trotz des Interesses für die babylonischen Ausgrabungen in seiner christlichen Gesinnung der gleiche bliebe und das historische Gebiet von dem religiösen scharf trennte. Ich glaube daher, dass die Beschäftigung des Kaisers mit religiösen F r a g e n nur eine gelegentliche ist. In der deutschen Presse wurden jene Aeusserungen in der Allgemeinheit natürlich mit dem üblichen Geschrei als charakteristischer Ausdruck seiner starken Persönlichkeit aufgenommen; warum? Weil man nicht recht wusste, was man sagen sollte. Weil gerade die Presse, welche ich hier im Auge habe, sich hinsichtlich der Religion nur aus Opportunitätsschreibern zusammensetzt, aus Leuten, welche weder auf dem Boden irgend eines christlichen Bekenntnisses stehen, noch auch versuchen und innerlich gedrängt werden, sich mit religiösen Fragen im weiteren Sinn zu beschäftigen. Ihnen muss eine Stellungnahme gerade hierin von vornherein wider die Natur laufen und so blieb als einziger und auch zum „Ziel" führender Ausweg, allgemein von tiefer Originalität der Gedanken von Impulsivität, von starker Persönlichkeit und was noch weiter zum Rosenkranz des Byzantiners gehört, zu sprechen. Man hat wohl selten so flache Aeusserungen des Rationalismus in dem Umfange zugleich gehört, wie in den damaligen Kommentaren. Auch wenn der Kaiser sonst in seinen Reden viel von Gott spricht,

so liebt man, mag auch der sonstige Inhalt der Rede nicht gefallen haben, von der mystischen Auffassung eines persönlichen Verhältnisses zwischen Gott und Kaiser zu faseln. Dagegen sei zur Erwägung gestellt, dass der Kaiser gerade in diesen seinen Reden Wendungen gebraucht, welche historisch übernommen sind und ganz verschiedene Auffassungen offenbaren. Spricht er z. B. einmal von Gott als ewigem Geist und mit einem gewissen mystischen äusseren Anstrich, so lässt er dem einige Sätze später das Wort vom „alten Alliierten" folgen oder aber den bekannten Vers, welchen er vor einer Reihe von Jahren aussprach: „Wer Gott vertraut, brav um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut." Mir scheint denn doch, dass man aus diesen Varianten, die noch vermehrt werden könnten, eine tiefe mystische Auffassung nicht zu konstruieren vermag. Setzen wir nun auch voraus, der Kaiser sei wirklich religiös, so weichen doch diese Auffassungen so weit voneinander ab, dass ihre Form nur den Zweck gehabt haben kann, eine möglichst schlagende, dem Volksempfinden begegnende oder es weckende Redefigur zu liefern; ein „Glaubensprogramm" liegt aber nicht darin. Hinzu kommt die Vorliebe des Kaisers, Anklänge an Auffassungen und Ausdrücke des Altpreussentums seinem Sprachschatze einzuverleiben.

Sein Wunsch für allgemeine Pflege der Religiosität ist durchaus aufrichtig. Er hält sie für eine der Grundlagen des Staates und wirkt auch, soweit er kann, nicht nur durch Worte dafür. Das zeigt sich zumal im militärischen Leben. Er hat oft genug erklärt, dass die Begriffe der Vaterlandsliebe, ja auch soldatischer Tugenden, untrennbar von denen christlicher Gesinnung seien; ein guter Soldat muss auch ein guter Christ sein. Das ist in dieser Form unzweifelhaft unrichtig, denn es haben nicht nur Millionen guter Soldaten das Gegenteil bestätigt,

die vor dem Christentum lebten, sondern auch die heutigen Japaner. Betätigt haben es die grössten Soldaten der Welt, wie Friedrich der Grosse und Napoleon, auch die Revolutionsheere der Franzosen, bei denen der christliche Standpunkt wohl nicht gerade sehr scharf ausgeprägt war. Gleichwohl halte ich den Widerspruch für recht übertrieben, der sich gegen jene Aeusserungen des Kaisers richtete; man soll nur nicht an den Worten kleben. Ein nach modernen Begriffen guter Soldat muss allerdings Eigenschaften besitzen und betätigen, welche die christliche Religion neben andern als höchste anerkennt, hauptsächlich die Fähigkeit, das persönliche Interesse einer grossen Idee unterzuordnen, auch Leben und Existenz dafür in die Schanze zu schlagen. Der Kaiser mag weiter argumentieren, obgleich er wohl weiss, dass diese Eigenschaften und Grundsätze auch ausserhalb des Christentums vorhanden sind, dass sie für ein Volk von langer christlicher Ueberlieferung doch und um so mehr auf das Christentum bezogen werden müssen, weil dieses mehr Schwung- und Werbekraft habe, als eine allgemeine Morallehre, oder das Fehlen dieser Stütze. Es ist ein ungerechtes Verfahren, die Worte des Kaisers, die samt und sonders im Affekt gesprochen sind, auf die Wage der Logik zu legen. Das kann nur den Eindruck machen, als ob man ihn als einen Gegner im Wortstreit betrachtet und als Erfolg ansieht, dialektische Verstösse nachzuweisen. Der Kaiser selbst wird der letzte sein, behaupten zu wollen, dass seine Reden solcher Probe Stich hielten. Es kann uns vielmehr genug sein, wenn wir wissen, was er will, und das ist auf dem religiösen Gebiet vollkommen klar. Die Religion, das christliche Bekenntnis soll gestützt werden, und in diesem Bestreben führt er rednerisch alle Mittel ins Gefecht, die ihm richtig scheinen. Um noch einmal vom schlechten Soldaten und guten Christen zu-

rückzukommen, so liegt darin für die deutschen Verhältnisse tatsächlich insofern eine gewisse Wahrheit, weil bei der Schwäche des deutschen Nationalgefühls und zumal der Zersetzungsarbeit durch die Sozialdemokratie für manchen Soldaten die religiöse Form ein bedeutender Halt sein kann und nützlich, um ihn seine militärischen Pflichten ohne inneren Widerspruch erfüllen zu lassen. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, kann man auch den dienstlich geregelten Kirchgang der Soldaten rechtfertigen.

Wenig erfreulich sind aber die Folgen, die seit den ersten Regierungsjahren des Kaisers aus dem in dieser Hinsicht ausgeübten Druck erwachsen. So wird der Kirchenbesuch der Offiziere streng überwacht, überhaupt auf kirchliche Frömmigkeit gehalten. Es ist ja ein etwas schwieriges Gebiet, besonders weil die Auffassung mit massgebend sein kann, dass gerade die Offiziere den Mannschaften durch die Tat das Beispiel eines frommen Wandels zu geben hätten. Unausbleiblich ist aber die Folge, dass die übliche Steigerung, welche sich bei der Weitergabe einer Weisung vom höchsten bis zum niedersten Vorgesetzten typisch zeigt, auch hier zur Geltung kommt. So wird teilweise die Fürsorge der Vorgesetzten hinsichtlich des Kirchenbesuchs der Offiziere auch auf deren Familien ausgedehnt und das führt häufig genug zur unaufrichtigen Frömmelei oder zu Misshelligkeiten, die im Sinne des kameradschaftlichen Zusammenlebens bedauert werden müssen. Die einen werden sich erniedrigt fühlen im Bewusstsein, eine unaufrichtige Handlung zu begehen, auch wenn sie durch dienstliche Weisung zu häufigem Kirchenbesuch gehalten werden, und auf der andern Seite öffnet sich dem Strebertum und der Byzantinerei ein neuer, Erfolg versprechender Weg. Und gerade das ist ein Strebertum, wie es unsympathischer kaum gedacht werden kann, auch heute werden wir an Höfen und in Garni-

sonen an die nassen Engel unter Friedrich Wilhelm IV. erinnert, nur in weit grösserem Umfange. Auch die Gewohnheit des Kaisers, sich in seinen Reden häufig auf das göttliche Wesen zu beziehen, hat unerwünschte Folgen gezeitigt. Militärische und andere Würdenträger machen bisweilen den lieben Gott geradezu zum Gegenstand einer Festrede, sodass man sich am Schluss wundert, wenn die drei Hurras nicht ihm, sondern dem Kaiser gelten. Ein etwas zerstreuter Herr bemerkte einmal erst am Schluss einer phrasenreichen und unklaren Rede, dass ihm der Uebergang vom lieben Gott zum Kaiser-Hurra fehlte, es entstand eine peinlich komische Situation, die natürlich nicht geeignet war, den religiösen Sinn der Untergebenen zu fördern, die ihn zu Hunderten umringten. Gleichfalls auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens ist die religiöse Heuchelei durch das Bestreben, dem Kaiser zu gefallen, ihm aufzufallen, ganz mächtig gefördert worden und selbst die Geistlichen kann man von der byzantinischen Phrase nicht durchweg freisprechen. Der Geistliche ist am allerwenigsten dazu da, von der Kanzel herab die Eigenschaften des Kaisers oder solche von Mitgliedern der kaiserlichen Familie zu preisen. Darin liegt Tendenz und infolgedessen eine Sünde wider den Geist des Amts; beides entgeht auf die Dauer auch dem einfachen Zuhörer nicht und stösst ihn ab. Im allgemeinen wird man überhaupt im Volke auf dem Gebiete der Religion durch gewollte autoritative Mittel innerlich nicht auf sich einwirken lassen. Die Argumentation: der Kaiser und sein Haus steht auf christlichem Standpunkt, also müsst ihr es auch, kann vielleicht zum Nachdenken anregen, wirkt aber durchweg höchstens auf den Verstand ein und spielt damit die Frage auf ein Gebiet über, dessen Vermischung mit dem rein religiösen Moment noch nie zum Vorteil gewesen ist. Wir haben es hier also mit einem werktätigen Byzantinismus zu tun; ohne die zahllosen Per-

sonen mitzurechnen, welche sich bestreben, öffentlich und unter den Augen von Vorgesetzten oder höchsten Persönlichkeiten Beweise vorschriftsmässiger und moderner Frömmigkeit abzulegen.

Es ist charakteristisch, dass in wirklich frommen protestantischen Kreisen die öffentlich geäusserten Auffassungen und die Reden des Kaisers durchaus nicht immer beifällig begrüsst worden sind. Der Bekenntnisbrief des Kaisers an Hollmann hat dort sogar stark verstimmt, ebenso wie die Görlitzer Rede von der Weiterbildung der Religion. Beide widersprechen sich gleichwohl in manchen Punkten. Den einen erscheint der Standpunkt nicht frei, den anderen nicht orthodox genug. Dritte Richtungen endlich, die sich von der Kirche entfernt haben, werden in den kaiserlichen Anschauungen und Behauptungen die Tiefe vermissen. Wenn er z. B. sagt, Gott verfolge mit Interesse und Vaterliebe die Entwicklung des Menschengeschlechts und offenbare sich von Zeit zu Zeit in der Geschichte durch grosse Männer, um es weiter zu führen und zu fördern, so ist das rein antropozentrisch gedacht; ohne im übrigen auf anfechtbare Punkte darin eingehen zu wollen. Er spricht von der Notwendigkeit einer Form für unsere Kinder, die auch vom rein erziehlichen Standpunkt bedenklich scheint, da Kinder mit der Zeit gross werden und durch die Erkenntnis, dass man ihnen nur eine Form geboten hat, nachteilig beeinflusst werden können. Die einzigen, die wirklich Honig aus diesen kaiserlichen Aeusserungen saugen, sind wieder die strebenden Byzantiner. Das religiöse Gebiet ist ja zu allen Zeiten das fruchtbarste Feld für Heuchelei und Korruption jeder Art gewesen, und die Gefahr wird um so grösser, je mehr Propaganda vom Herrscherhaus im religiösen Sinne zweckbewusst gemacht wird. Ich brauche nur an die Kirchenbauaffären der letzten Jahre zu erinnern, welche wohl gerade der Sache der Kirche einen ganz ausserordentlichen

Schaden getan haben, die von der Sozialdemokratie in jedem Sinne ausgenutzt sind und lediglich dem Byzantinismus zugeschrieben werden müssen. Der kaiserliche Hof steht mit Recht im Ruf hochgradiger Bigotterie, und wenn man schon den einzelnen Personen ihre Bigotterie als Privatsache lassen könnte, so lässt sich dieser Standpunkt nicht aufrechterhalten, da sie es ja für ihre Pflicht und Schuldigkeit halten, zu „wirken". Auch die „einschlägige Industrie" hat sich der Sache bemächtigt; vor nicht langer Zeit hörte man, dass eine Firma sich anheischig machte, für Taufen garantiert echtes Jordanwasser vorrätig zu halten: beständig sass — oder sitzt noch — ein Reisender am Ufer des Jordan, um dort, soweit der Vorrat reicht, seine Fläschchen zu füllen und zu siegeln. Ob ein Patent darauf genommen ist, habe ich leider nicht ermitteln können. Niemand wird solche Dinge dem Kaiser zur Last legen, sondern nur den Mittelpersonen. Andrerseits aber geht daraus hervor, dass Menschenkenntnisse und Blick für das wesentliche vielfach nicht vorhanden sind. Man kann das bedauern, aber nicht ändern, und es ist nur wenig, wenn immer wieder darauf hingewiesen wird; anders dürfte es kaum werden. Zu realpolitischen Zwecken kann man sich sicher unter Umständen auch der Korruption mit Nutzen und ohne schädliche Rückschläge bedienen, auf dem religiösen Gebiet wird es stets zum Schaden gereichen. Diese Dinge sind im gewissen Sinne mit der Tätigkeit des sogenannten Werte schaffenden Kaufmanns zu vergleichen, der ja heute in Deutschland als Pater Patriae gepriesen wird. Ich denke dabei hauptsächlich an den Fang von Geldgebern ohne Ansehen der Person für religiöse und kirchliche Zwecke. Sicher schafft der Kaufmann Werte, manchmal sogar sehr grosse, aber was an ihnen Positives bleibt, liesse sich erst einwandfrei ermitteln durch den Abzug aller der Werte, die er vernichtet. Oft mag ja die Bilanz positiv sein, erweisen kann es aber

erst die Geschichte. Auf dem religiösen Gebiet wird sie aber immer negativ bleiben, denn durch das vereinigte Treiben der Bigotten und heuchlerischer Byzantiner einerseits, der nach Titeln und Orden strebenden Kapitalisten andrerseits werden gerade die imponderablen Werte vernichtet, welche der Kaiser und die Kaiserin sorgfältig pflegen und erhöhen möchten.

Die religiöse Heuchelei ist vor allen andern auch deswegen so beliebt, weil sie am leichtesten fällt. Man wird am schwierigsten dabei abgefasst und erreicht mit geringen Mühen unverhältnismässig viel. Sie ist so alt wie die Religion selbst. Ihre Ursachen können auch Bequemlichkeit, ohne irgendwelche zum Handeln treibende Motive sein und wo Naturanlage zur Lüge besteht, wird diese hier sicher mit Virtuosität ausgenutzt. Sie hat ausserdem den Vorteil einer wohltätigen Selbstsuggestion. Wer fortgesetzt religiös heuchelt, lügt sich schliesslich selbst vor, dass er eine der bemerkenswertesten Lilien im Garten Zion ist und ein solches Bewusstsein ruft natürlich die angenehmsten Empfindungen hervor. Man mag sagen, dass an solchen Leuten wenig verloren sei und das wäre auch sicher richtig, wenn man sie auf eine einsame Insel verpflanzen könnte. So aber wirken sie in ihrer Umgebung und auf ihre Kinder wie eine ansteckende Krankheit und erwecken nach oben falsche Ansichten und Eindrücke. Der Kaiser sieht da wieder ein Volk, welches nicht vorhanden ist, und sich selbst in der Unmöglichkeit, durch den dicken Schleier der Lüge und Heuchelei durchzudringen. Kaiser Wilhelm I. war sicher ein Mann von grosser Frömmigkeit, sie trübte ihm aber nicht die nüchterne Menschenkenntnis und den Blick für das echte und unechte der Gesinnung. Er kannte die Menschen zu gut, um zu wissen, dass auf solchem Wege nur das Gegenteil des Gewollten erreicht werden würde. Deswegen konnten unter ihm auch Verhältnisse, wie sie heute vorhanden sind, nicht aufkommen.

Unkriegerisch.

Hiermit hört die Möglichkeit auf, Eigenschaften oder Anlagen Kaiser Wilhelms II., einzeln zu betrachten. Es ist immer ein missliches Unterfangen, eine Persönlichkeit derart zergliedern zu wollen, weil man nur in den seltensten Fällen weiss, welche Eigenschaft oder Charakteräusserung als Bedingung, welche als Folge oder Wirkung einer andern, oder aber als daneben bestehend, betrachtet werden muss. Wenn ich es gleichwohl versucht habe, so war die Ueberzeugung massgebend, dass die erörterten Eigenschaften und Gaben des Kaisers, soweit sie für den Byzantinismus in Betracht kommen, seiner Persönlichkeit ihr Gepräge auch dann gegeben hätten, wenn er nicht als Herrscher geboren wäre. Betrachten wir sie also als kardinale, so soll damit nicht gesagt sein, dass die Charakterzüge, welche jetzt erörtert werden, eigentlich etwas Fremdes und nicht zum Wesen des Kaisers Gehöriges seien; sie bilden ebensogut einen Teil seines Wesens, ich möchte sie aber doch im gewissen Sinne als sekundär bezeichnen, vielleicht als Produkt der andern. Ich bin mir wohl bewusst, dass dies nur ein Wort ist, welches wenig erklärt; es dient aber vielleicht doch zur Umschreibung dessen, was ich ausdrücken möchte. Die schnelle Fassungsgabe, die Beweglichkeit des Geistes und das grosse Rednertalent mit allen seinen direkten und indirekten Folgen

rufen schon ohnehin ein allgemeines Gefühl der Ueberlegenheit über andere hervor; es gehört das meist zu den Eigenschaften des geborenen Redners. Nun wird in unserem Falle der Inhaber dieser Eigenschaften der erste geborene Vertreter des neuen deutschen Kaisertums. Unerhörte Erfolge hatten das Haus der Hohenzollern zu einer beispiellosen Höhe emporgehoben, und Kaiser Wilhelm II. sah sich bei seiner Thronbesteigung als der Erbe eines ungeheuren Kapitals. Ohne Kampf und Mühe war in seine Hand Macht und Ansehen gelegt worden. Schon lange vorher hatte man, wie das ja bei uns üblich ist, alles mögliche getan, um dem Prinzen ein aufs höchste gespanntes Gefühl seiner Bedeutung zu geben; seine Erzieher können sich mit Genugtuung sagen, dass sie nicht zum wenigsten dazu mitgewirkt haben. Man hatte sich auch nicht gescheut, Weissagungen zu Hilfe zu nehmen und der Erfolg war schliesslich, dass in der ganzen Welt Prinz Wilhelm, ohne dass man ihn im geringsten kannte, ohne dass er Gelegenheit gehabt hätte, Hervorragendes zu leisten, für einen Mann gehalten wurde, der bestimmt sei, an individueller Bedeutung seine Vorgänger des 19. Jahrhunderts weit zu überragen und den Erdkreis zu erschüttern; besonders fest war man davon überzeugt, auch in Deutschland, dass der Prinz kriegerische Neigungen habe. Alles in allem hatten die Byzantiner schon bis zum Moment der Thronbesteigung ganz erhebliches geleistet. Wir wissen jetzt genau, dass Kaiser Wilhelm II. durchaus kein kriegerischer Monarch ist, und die byzantinische Fabel, dass er nur um dem deutschen Volk und der Welt den Frieden zu erhalten, mit ungeheurer Willenskraft seinen Ehrgeiz nach kriegerischen Lorbeeren bezwungen habe, kann vor der Geschichte seiner Regierung nicht mehr bestehen. Es ist noch nicht lange her, da zeigte eine Gelegenheit, dass der Kaiser selbst da auf einen Krieg verzichtete, wo dieser folge-

richtig, wie Klausewitz sagt, „eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" gewesen wäre. Sowie dem Kaiser klar wurde, dass diese Folgerung logisch aus seiner bisherigen Politik gezogen werden müsse, ja als diese Folgerung unmittelbar vor der Tür stand, da tat er das einzige, was er, um den Krieg zu vermeiden, tun konnte, er brach mit dessen Vorbedingung: der bisherigen Politik. Noch andere Beispiele liessen sich anführen, es kommt uns aber hier nicht auf eine politische Geschichte an, sondern nur darauf, das Wesen des Kaisers zu verstehen. Es herrscht auch heute noch in Deutschland, und ebenso im Auslande, teilweise die Meinung, Wilhelm II. sei vor allem von latentem kriegerischen Ehrgeiz erfüllt. Das ist zweifellos eine haltlose Annahme, die ausser den erwähnten Gründen noch den hat, dass man über die wesenstempelnde Macht seiner Rednernatur nicht im klaren ist. Dass gerade sie von Anfang an so mächtig, beinahe einer Reihe vulkanischer Eruptionen vergleichbar, in die Erscheinung trat, kann man auch darauf zurückführen: für den Kaiser ist, und war damals vielleicht noch mehr als heute, die Rede eine Tat und die grosse, hinter ihm liegende Vergangenheit trieb ihn gebieterisch, sich so schnell und ausdrücklich wie möglich zur Geltung zu bringen. Es liegt nicht im Rahmen dieser Ausführungen, auf einen Kontrast zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft näher einzugehen und es sei auf das schon erwähnte Limansche Buch „Der Kaiser" hingewiesen, in dem gerade dieser Abschnitt mit Feinheit behandelt wird.

Herrentum.

Psychologisch war auch sehr erklärlich, dass die Last der grossen Vergangenheit gerade Kaiser Wilhelm II. bei der besonderen Art seiner Begabung veranlasste, sich nicht nur, wie wir eben sagten, zur Geltung zu bringen, sondern hauptsächlich auch als Herr aufzutreten. Man pflegt zu sagen, dass der Bruch mit Bismarck durch das Zusammentreffen zweier grundverschiedener Weltanschauungen Naturnotwendigkeit wurde. Ich halte es doch für die Frage, ob man da auf seiten des Kaisers von einer Weltanschauung, im gewöhnlichen Sinne verstanden, reden kann. Gewiss, häufig genug lässt sich aus seinen Ansprachen und Reden eine Weltanschauung wörtlich beweisen, im Grunde dürfte es aber doch wohl mehr und vielleicht lediglich ein rein subjektiver Willensdrang gewesen sein, dessen Natur er sich möglicherweise selbst gar nicht vollständig klar machen konnte. Die Arbeit der Byzantiner in jenen kritischen Zeiten ist bekannt genug. Sie liessen kein Mittel, keine lügnerisch entstellte historische Analogie unbenutzt, um die Keime der Selbstherrlichkeit in der Natur des Kaisers zu raschem Wachsen zu bringen und ihren eigenen egoistischen Absichten nutzbar zu machen. Das Herrscherbewusstsein und das ehrgeizige Streben, zu zeigen, dass er Herr ist, wird ja bis zum heutitigen Tage noch als das fruchtbarste Feld von den Byzantinern betrachtet. Sie nähren damit eine Eigenschaft, die in der Natur des Kaisers liegt und die deswegen um so mehr nach Nahrung verlangt, als ihm die Fähigkeit zu

stetigem energischem Kampfe gegen starke Widerstände fehlt. Das Beseitigen von Ratgebern und anderen Persönlichkeiten bedingt ja keine derartigen Widerstände, und wodurch könnte andererseits deutlicher gezeigt werden, dass er im gewissen Sinne tatsächlich Herr ist? Man wird mir da jedenfalls entgegenhalten, dass die Förderung der Seemacht den Beweis des Gegenteils liefere. Es muss sicher anerkannt werden, dass diese Förderung auch von einer späteren unparteiischen Geschichte dem Kaiser zu hohem Verdienst angerechnet werden wird. Würdigt man aber die Widerstände richtig, so erscheinen sie doch ganz ausserordentlich klein, z. B. im Vergleich mit dem Konflikt der 60er Jahre um die Armee. Gerechterweise muss noch hinzugefügt werden, dass der Aufbau und die Organisation der neuen deutschen Flotte nicht im selben Masse eigenstes Werk des Kaisers ist, wie die Armeeorganisation das seines Grossvaters war. Die spezielle Natur des maritimen Gebiets lässt diese Einschränkung keineswegs als eine gewollte Herabsetzung seiner Verdienste erscheinen, sondern sie liegt in der Natur der Sache. Man muss ebenfalls anerkennen, dass er in dem jetzigen Staatssekretär des Reichsmarineamts mit richtigem Blick einen schöpferischen Geist erkannt hat. Dass letzterer in der deutschen Oeffentlichkeit weniger gewürdigt wird, als er verdient, darf man vielleicht mit als Grund betrachen, dass er solange im Amte verblieben ist. Sonst würden ohne jeden Zweifel geschäftige Leute dem Kaiser bald genug suggeriert haben, dass dieser Staatssekretär das Verdienst des Kaisers vor der Oeffentlichkeit verdunkele und sich selbst eins anmasse, was nicht im Interesse der Krone liegen könne.

Die bekannte Handlangertheorie des Kaisers brauchen wir nach den gemachten Darlegungen nur kurz zu streifen. Dass diese Auffassung den höchsten Ausdruck des Herrenbewusstseins gibt, braucht nicht näher auseinandergesetzt werden und es sei nur bemerkt, dass, wenn Kaiser

Wilhelm II. die Ratgeber seines Grossvaters einschliesslich des Bismarckischen Genies als Handlanger bezeichnet, er damit im Grunde und vielleicht unbewusst nur einen Beweis konstruieren will, dass sein System, in den Ratgebern willenlose Werkzeuge zu besitzen, kein Novum, sondern etwas Natürliches sei.

Es liegt in seinen ganzen Anlagen, völlig abgesehen von einer mystischen Auffassung des Herrscherberufs, die wir als nicht richtig erkannten, dass er nicht imstande ist, die Geschichte objektiv aufzufassen. Es ist ihm unmöglich, in ihr die zahlreichen, zugleich wirkenden Kräfte und deren Entwicklung zu erkennen; und das erscheint um so auffallender, als er in seinen Reden mit Vorliebe gerade geschichtliche Exkurse macht. Diese bestätigen immer die Voraussetzungen, welche wir früher festgelegt haben, als von der Beweglichkeit und Schnelligkeit seines Geistes und seiner Redegabe gehandelt wurde. Jn nach dem Anlass der Rede sieht er die Geschichte unter einem andern Gesichtswinkel: weiht er ein römisches, restauriertes Kastell ein, so sieht er sich im gewissen Sinne als Fortsetzer des römischen Imperiums, als Schützer aller Deutschen auf dem Erdball und sagt, ohne den deutschen Kaiser und seine Zustimmung könne nichts von Bedeutung auf dem Erdball stattfinden. In einer Periode politischer Schwierigkeiten spricht er als neue Auffassung aus, er verzichte auf die Weltherrschaft im äusseren Sinne, vielmehr müssten die Deutschen nur geistig und kulturell die Welt als Salz der Erde durchdringen; eine Auffassung, welche dem Reichsgedanken und gar erst dem einer Weltherrschaft diametral entgegensteht. Bei Einweihung eines protestantischen Gotteshauses spricht er begeistert von Luther, von seiner befreienden Tat, und nach einem Besuch im Vatikan wünscht er dem Papst Verlängerung des Lebens zum Heile der ganzen Welt. Bei solchen Gelegenheiten pflegt man in der deutschen Presse mit grossem Scharfsinn den Be-

weis zu führen, dass der Kaiser seinen Standpunkt gewechselt habe und irgendwelche politische Perspektiven von Kursänderungen etc. anzufügen. Gemeinhin hat sich das als unrichtig erwiesen (von der katholischen Kirche soll nachher noch die Rede sein). Es kommen zusammen Eindrucksfähigkeit und Rednerlust mit dem Bestreben, in jeder Situation als sie beherrschend und als Herr zu erscheinen und zwar dadurch, dass Rede und Stellungnahme sich der Situation in dem Sinne anpasst. Man hätte es also mit einer Selbsttäuschung über den wahren Stand der Dinge zu tun, einer Selbsttäuschung, die aus dem ureigenen Wesen des Kaisers hervorgeht, deren Aeusserung andererseits unmöglich sein würde, wenn er von Männern umgeben wäre, die es mit ihrer Verantwortlichkeit ernst nähmen und nicht alles opferten, um ihren Platz an der Sonne kaiserlicher Gunst zu behaupten. Für sie ist summa lex, dem Kaiser immer die Auffassung beizubringen, er beherrsche die gesamte Lage. Sie wissen, dass die Natur ihn nicht zur Wertung realer Faktoren derart befähigt, ihm auch nicht die Ausdauer und Kampflust gegeben hat, die erforderlich sind, um zu kämpfen, wie sein Grossvater es getan hat; sie wissen auch, dass durch das Fehlen dieser Eigenschaften einerseits und das hochgespannte Herrscherbewusstsein andererseits unter Umständen ein Konflikt hervorgerufen werden kann, der ihren Interessen zuwiderläuft. Eben dieser Konflikt zwischen Können und Wünschen dürfte auch der Grund sein für jenen Ton der Bitterkeit, den wir oft aus den kaiserlichen Reden heraushören. Ein Herrscher, der nicht erreicht, nicht leicht erreicht, was er will, dem sich nicht von selbst alle Personen und Verhältnisse fügen, ist für seine Auffassung von vorneherein ein Widerspruch. Gerade in solchen Zeiten, wo Erfolg nach aussen oder innen, der vorher als sicher verkündigt worden war, nicht eintrat oder durch einen Misserfolg ersetzt wurde, pflegte der Kaiser so zu reden, dass jemand

ohne Kenntnis der Tatsachen aus seinen Worten entgegengesetzte Schlüsse auf die Verhältnisse hätte ziehen müssen. Höchst charakteristisch ist auch die im Herbst 1906 gehaltene Breslauer Rede des Kaisers, die sich gegen die Schwarzseher richtete. Hier kämpfte er offenbar unbewusst gegen einen Feind, welcher, wie man im Manöver sagen würde, nur markiert ist, er stellt sich scheinbar auf den Standpunkt eines tatenfrohen Optimismus und beweist in kräftigen Worten, dass Pessimisten, welche an der Zukunft des Deutschen Reiches verzweifelten und sich nicht zur Arbeit eigneten, lieber den deutschen Boden verlassen sollten. Dagegen ist viel Geschrei erhoben worden und man hat allgemein gefragt, wen denn der Kaiser meinte. Ich glaube, man hat unrecht, auf diese Weise vorzugehen, denn es ist doch klar, dass solche Pessimisten, die an der Zukunft verzweifelten, in Deutschland jedenfalls unter den als national zu rechnenden Kreisen nicht vorhanden sind; gerade sie tun alles, um durch Hinweis auf die grosse tatsächliche Macht und innere Kraft des Deutschen Reichs zum Handeln und zuversichtlicher Tat zu spornen. Mag sich nun das Gefühl des Kaisers im Grunde vielleicht gegen die richten, welche die vergangenen und gegenwärtigen Verhältnisse nicht durch rosige Brillengläser betrachten, seine Rede trifft sie nicht, denn gerade sie haben stets gezeigt, dass sie mehr „zur Arbeit geeignet" sind als die Leute der Mache, wenn sie, um dem Kaiser zu gefallen, und um ihn über die öffentliche Meinung zu täuschen, schriftlich und mündlich die Erfolge der Regierungspolitik preisen. Auch diese Rede liefert einen Beweis für die Richtigkeit unserer früheren Behauptung, dass der Kaiser sich je nach dem äusseren oder inneren Anlass, alle Verhältnisse von einem ad hoc bestimmten Standpunkt betrachtet. Die Voraussetzung, von der er darin ausgeht, ist das Vorhandensein einer Strömung in Deutschland, die geneigt sei, an der Zukunft des Deutschen Reichs zu verzweifeln; ein

irrealer Fall, solche Leute existieren nicht. Gegen diesen scheinbaren Feind richtet der Kaiser nicht nur seinen scharfen Angriff, sondern voll von persönlicher Bitterkeit behauptet er, dem sei nicht so. Er gedenkt Friedrichs des Grossen, der nie verzweifelt habe und seines Worts, es käme niemals so gut wie man hoffe, niemals so schlimm wie man fürchte. All dies schwere Geschütz fährt der Kaiser in einem Augenblick auf, wo aussenpolitische Gefahren nicht unmittelbar am Horizont stehen, wo die von ihm so lange ersehnte und vermisste Begegnung mit dem König von England vor kurzem stattgefunden hat. Im ganzen Reich fragte man sich: wo sind die Schwarzseher? und niemand wusste Antwort zu geben, denn den Ausdruck „Schwarzseher" kann man korrekter Weise nicht auf die Beurteilung vergangener Ereignisse anwenden. Ein Schwarzseher ist ein Mann, der die Zukunft dunkel sieht und insofern mit dem richtigen Masstab auch die Energie zum Handeln verliert. In Deutschland ist bekanntlich die Mehrzahl der Bevölkerung für Politik überhaupt wenig interessiert und infolgedessen leichtfertig optimistisch. Die übrige Minderzahl folgt der Grundregel aller Politik, sich Tatsachen nicht durch Illusionen zu verschleiern, sie macht daraus kein Hehl, zieht auch die Konsequenz, um in Zukunft Illusionen zu vermeiden. Deswegen ist die Frage, wen der Kaiser gemeint haben könne, wie man in Deutschland so schön sagt, gegenstandslos. Hat er tatsächlich eine bestimmte Person oder Richtung im Auge gehabt, so diente sie ihm mehr als Zielpunkt des Angriffs überhaupt, als um sie treffend zu charakterisieren. Das Motiv für die kaiserliche Rede und viele andere ähnlicher Natur ist der Unwille gegen seines Erachtens unbotmässige Kritik und der Drang, sich von eigenen pessimistischen Anwandlungen durch Aussprache zu befreien. In diesem Sinne sind viele der kaiserlichen Reden mit den Goetheschen Schöpfungen vergleichbar: sie dienen zur inneren Entlas-

tung. Ihre subjektive Färbung kann, wenn wir ihre Entstehung so voraussetzen, niemanden wundern. Der Kaiser sieht die Verhältnisse nicht wie sie sind, er fühlt aber selbst durch alle Byzantiner hindurch, dass man im Lande die Misserfolge der Politik seiner verantwortlichen Regierung nicht verkennt, dass man sie offen erörtert, und gerade das muss einer Natur, wie der seinigen, am allerempfindlichsten sein. Seine Auffassung von der Stellung und Würde des Herrschers duldet an und für sich eine solche Kritik nicht, sie verwundet ihn und zeigt ihm mitleidlos die Schranken zwischen seiner Auffassung und Vorstellung einerseits und den tatsächlichen Verhältnissen andererseits. Diese seelischen Bitternisse setzen sich dann nach aussen in einen Kampf gegen Schwarzseher um. Seit vielen Jahren hat man aus keiner Rede des Kaisers derart die Bitterkeit herausgehört und allerdings auch Pessimismus, denn wahrhaftig gemahnt in der Lage des Deutschen Reichs augenblicklich nichts an jene verzweifelte Lage Friedrichs des Grossen in Schlesien, deren sich Wilhelm II. als Vergleichsobjekt bediente. Noch ein zweites Motiv hat bei dieser Transformation der Gefühle mitgewirkt; das Bestreben, dessen wir schon gedachten, die Situation, wenigstens äusserlich zu beherrschen, gegen einen Feind zu kämpfen, der bekämpfenswert sein würde, wenn er vorhanden wäre. Welche Wendung die Dinge auch nehmen oder genommen haben, der Kaiser muss seinem Wesen nach stets der Oeffentlichkeit gegenübertreten als ein Warner oder Mahner, der auf hoher Warte viel weiter sieht als das Volk. Wohl weiss der Kaiser und hat es ja oft zugegeben, dass er dem Irrtum unterworfen ist und geirrt hat. Ein irrender Mensch ist aber für ihn etwas ganz Verschiedenes von einem irrenden Kaiser, besonders wenn dieser irrende Mensch dem Volke angehört, das er als dessen Herrscher in weitem Abstand unter sich sieht. Es ist schwer zu ergründen, ob wir es nur mit einem

als richtig erkannten und deswegen angeeigneten Prinzip zu tun haben oder mit einer von vorneherein im Wesen liegenden Anschauungsweise. Wahrscheinlich ist, dass der Keim der letzteren immer vorhanden war und nachher in der Wechselwirkung mit dem ursprünglich aus ihr geborenen Prinzip weiter gewachsen ist. Um etwas vorzugreifen zeigt das, wie fern der Kaiser davon ist, seine Zeit zu verstehen und zwar in einer für einen Herrscher allerwichtigsten Beziehung. Ein modernes Volk wie das deutsche, von solcher Intelligenz, Arbeitskraft und Arbeitslust und solchem Vorwärtsstreben, dessen politische Instinkte anfangen, sich mehr zu entwickeln, kann seiner Natur nach im Herrscher keinen Cäsar erblicken. Es verbindet auch keineswegs mit dem Begriff des Herrschers den einer obligaten Vollkommenheit, einer annähernden Unfehlbarkeit. Dazu kommt das Vorherrschen der Gemütsseite im deutschen Charakter; man will nicht nur den Herrscher als etwas Hohes anschwärmen, sich nicht nur „seiner Pracht freuen", sondern auch die persönliche Beziehung, wie sie in einem von ihm als berechtigt gewürdigten, auch politischem, Mitstreben und -Arbeiten allein sich zeigen kann. Es ist gegen das deutsche Gefühl, wenn z. B. in einer von Misserfolgen erfüllten Zeit die byzantinische Presse das politische Gesicht zu wahren versucht und nicht nur, wie immer, die Lage verdreht, sondern betont, dass gerade in ihrem Eintreten ein ganz besonderer Erfolg der Tätigkeit des deutschen Kaisers läge. Mag auch die grosse Masse — ich verstehe nur die national denkende darunter —, weit von einem Eindringen in die Verhältnisse entfernt sein, was sie aber fühlt, ist, dass sie durch jene offiziöse Verschleierungspolitik fern gehalten wird und man sie nicht würdigt, an den grossen Sorgen teilzunehmen, dass man diese absichtlich verbirgt, um den Nimbus der Unfehlbarkeit aufrecht zu halten. Das ist ein Prinzip, welches die Quintessenz des Byzantinischen darstellt. Aber welch' schlechte

Psychologie, welche Verkennung gerade des deutschen Charakters und seiner heutigen Entwicklungsrichtung. Einfache menschliche Grösse ist gerade in Deutschland immer in ihrem vollen Werte anerkannt worden, auch wenn sie mit schwerem Irren und Unglück gepaart war. Denken wir an Friedrich Wilhelm III., einen absoluten Herrscher, der doch nach der jetzt gültigen Theorie noch tausendmal mehr Ursache hatte, den Abstand zwischen sich und dem Volk gross zu halten und den Ruf der Unfehlbarkeit zu wahren. Wären das freilich die Grundlagen gewesen, so würde sich das preussische Königtum nicht wieder aufgerichtet haben. Friedrich Wilhelm war nicht von der Art, und es ist bekannt, wie er gerade in den Zeiten des schwersten Unglücks und der tiefsten Erniedrigung nicht nur seines Hauses, sondern des ganzen, furchtbar heimgesuchten Landes von der Liebe seines Volks gesucht und getragen wurde, wie nie zuvor. Und doch hätte man ihm den Vorwurf wohl machen können, dass er und die von ihm bestellten Generale nicht mit der Zeit fortgeschritten waren, dass sie die einst so vorzügliche Heeresmaschine Friedrichs des Grossen hatten verkommen lassen.

Auch bei dieser Betrachtung müssen wir uns stets vor Augen halten, dass der Kaiser nicht anders kann, wenn nicht genügend starke Motive von aussen bestimmend auf ihn einwirken. Jene Breslauer Rede zeigt in ihren Folgen höchst drastisch, in welch unwürdiger Weise die byzantinische Presse auf den Kaiser einwirkt und ihn in seiner Sinnesrichtung bestärkt. Hier ist nicht der Ort, alle Aeusserungen aufzuzählen; wir lassen uns deswegen genug sein an einer einzigen, welche von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, dem offiziösen Organ, geliefert wurde:

„Dieselben Leute, die sonst bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit zugunsten der freien Meinungsäusserung den Mund recht voll nehmen, wollen dieses Recht jedem zugestehen, dem Kaiser allein soll es ver-

schränkt werden! Wie vor vierzig und mehr Jahren sind sie auch heute noch in der Doktrin vom Scheinkönigtum befangen, das sich mit der Rolle eines dekorativen Schlussstückes am Staatsbau zu begnügen hätte. Aber diese Doktrin wurzelt nicht im Boden der Wirklichkeit. Glücklich können wir uns schätzen, dass in Preussen und in Deutschland überhaupt die Monarchie auf das eigene historische Recht gegründet ist, sich als sehr lebensvollen Faktor im nationalen Dasein geltend zu machen. Der beliebte Kunstgriff, den Stimmungen enger Kreise durch Berufung auf das „Volk" grössere Bedeutung beizulegen, vermag bei keinem Kundigen zu verfangen, der weiss, wie wenig untrüglich der Geist der Herren als Spiegel des Zeitgeistes sich erwiesen hat. Eben dieses Volk, dessen Phantom als stumme Hilfstruppe ins Gefecht geführt wird, hat dem Kaiser immer wieder begeistert zugejubelt, wo es des Herrschers ansichtig wurde, und damit einen bündigen Gegenbeweis geliefert. Und nicht nur bei festlichen Anlässen gelangt das Vertrauen zu Kaiser und Reich zu beredtem Ausdruck. Erblicken wir nicht allenthalben emsiges Wirken und Schaffen? Sehen wir nicht Tag für Tag grosse wirtschaftliche Unternehmungen mit weiten Sichten erstehen, die ganz undenkbar wären, wenn die Männer der werktätigen Arbeit nicht voll Zuversicht auf das Gedeihen der Nation in unbegrenzter Zukunft bauten? . . . . Kein verständiger Politiker in Deutschland wird einer angemessenen Kritik an den Entschliessungen und Massnahmen der Regierung den Mund verstopfen wollen. Von da aber bis zur krankhaften und unmännlichen Schwarzseherei ist ein weiter Schritt. Unser nationales Leben bewegt sich auf emporsteigender Bahn und berechtigt in keiner seiner Aeusserungen zu einer pessimistischen Bewertung der Zukunft. Von der hohen Warte, auf der der Herrscher steht, hat der Kaiser erkannt, dass sich hier und da Ansätze solcher Anwandlungen zeigen, denen in den Anfängen

entgegenzutreten der Monarch für seine hohe Pflicht hielt. Dafür gebührt dem Kaiser der Dank und die Unterstützung der Nation, nicht aber ziemt hier, mit lächerlicher Gespreiztheit Schulweisheiten auszukramen, die nur beweisen, dass nicht jedermann die Fähigkeit verliehen ist, zum gebotenen Moment über kleinliche Tagesbedürfnisse und Tagesinteressen den Blick hinaus auf grosse Wahrheiten zu richten." —

Ich habe schon früher es angedeutet, dass der Kaiser es liebt, die weise berechneten Schranken für die öffentliche Kritik, die für den Monarchen nicht nur eine Grenze bilden sollen, sondern vor allem Schutz, ausser Acht zu lassen und sich mitten in den „Tageskampf", wie die Blätter so schön sagen, hineinzustellen. Das wird von den geschäftigen Byzantinern als Gipfel der Modernität erklärt. Man sagt, wir müssen Gott danken, dass die Monarchie oder der Monarch durch die lebensfrohe Initiative Kaiser Wilhelms II. kein blosser Schemen mehr sei. Da wäre vielleicht die Gegenfrage erlaubt, ob Wilhelm I., der alle ihm durch die Verfassung gezogenen Schranken auf das sorgfältigste beachtete, ein Schattenkaiser gewesen sei. Das wird sicher niemand behaupten, aber die Byzantiner sagen, seitdem hätten sich die Zeiten eben geändert. Das ist immer die Antwort auf Fragen, weshalb es nicht mehr so gemacht wird wie früher, in der auch vom Byzantiner gepriesenen „grossen Zeit", die zu rühmen auch der Kaiser nicht müde wird. Stets und ständig erfahren wir aber, dass wir jetzt in einer ganz neuen Zeit leben, dass alles anders geworden und eine neue Weltanschauung am Platze sei. Welches Gebiet dieses Frage- und Antwortspiel aber auch betrifft, die neue Zeit datiert immer genau vom Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. Sie beginnt mit dem Moment, wo ein in der ganzen Welt gerade als Persönlichkeit mit seltener Einmütigkeit verehrter Monarch aus dem Leben schied. Kaiser Wilhelm II. hat auch „neue

Wege" gewiesen; darin soll die neue Zeit bestehen, er hat das deutsche Volk auf das Meer gewiesen. Das ist unzweifelhaft richtig und seines Verdienstes für die Hebung der Marine haben wir schon gedacht, sonst aber sind wir über Verheissungen bekanntlich nicht hinausgekommen und nur das Byzantinertum hat in einer Uebelkeit erregenden Weise mit dem Worte „Weltpolitik" und was noch alles dazu gehört, seit 18 Jahren gewuchert und das öffentliche Urteil verwirrt und geblendet. Wohin wir mit unserer Weltpolitik gekommen sind, das haben die Ereignisse der neuesten Zeit mit aller erforderlichen Deutlichkeit gezeigt.

Nein, im Sinne eines gesunden Verhältnisses zwischen Fürst und Volk im Verfassungsstaat ist dies Verfahren keineswegs modern und geht auch nicht aus irgend einem Wandel der Zeiten hervor, sondern allein und ausschliesslich aus der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. und seinen für einen Herrscher sehr komplizierten Eigenschaften. Auf der einen Seite überspringt er die Schranken, welche gerade auf den modernen Staat berechnet sind, auf der andern richtet er die höchsten Schranken selbst auf, welche eine Trennung ergeben, die der moderne, monarchisch gesinnte Staatsbürger nicht mehr versteht. Für diesen kann der moderne Herrscher nur über der Kritik stehen, wenn er durch Ministerverantwortlichkeit etc. gedeckt wird. Für die Theorie dagegen, dass der Kaiser, auch wenn er zu jeder Frage ungedeckt Stellung nimmt und auf das Persönlichste in den Meinungskampf eintritt, ja in öffentlicher Rede Handlungen verteidigt, die verfassungsmässig nur seiner Regierung oblagen, in seiner Eigenschaft als weit über dem Volke stehender Fürst und Herr persönliche Anerkennung und Gefolgschaft verlangt, dafür gibt es heute bei aufrichtigen Leuten gar kein Verständnis; volle Gültigkeit hat es dagegen für den Bereich des obersten Kriegsherrn. Der innere Widerspruch ist ein zu grosser und vor allem, er könnte in praxi nur überwunden werden, wenn

äussere und innere Erfolge dem Kaiser zur Seite ständen, selbst dann aber würde das staatliche Leben Schaden leiden, der sich früher oder später zeigen müsste. Blicken wir nach England hinüber; dort kann allerdings der König zum Schemen werden, wir sehen aber jetzt einen Monarchen dort, der ohne die verfassungsmässigen Schranken jemals auf ihre Haltbarkeit erprobt zu haben, durch sein politisches Verständnis und Geschick nach einer kurzen Regierung persönlich ausserordentliche Erfolge erreicht.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung im Wesen Kaiser Wilhelms II. ist, dass trotz seiner ausgesprochenen Neigung zum absoluten Herrschertum und dessen äusserer Betätigung, er sich im persönlichen Verkehr mit Kreisen, in denen er sich wohl fühlt, dasselbe ganz ablegt. Das tritt speziell auf seinen Seereisen hervor, während seiner Betätigung als Sportsmann, überhaupt, wenn er, wie die byzantinische Presse so schön sagt, sich eine Zeit lang, der Regierungssorgen ledig fühlt. Dass ein Monarch das Bedürfnis nach privater Geselligkeit besitzt, ist nur natürlich, auffallend dagegen der schroffe Wechsel im ganzen Gehaben, welcher übrigens in minderem Grade auch bei Kaiser Friedrich III. vorhanden war. Bei Wilhelm II. ist er aber so schroff, dass er alle in Erstaunen setzt, die Gelegenheit gehabt haben, beides zu beobachten, sie erhalten den Eindruck, dass der Kaiser als Monarch und der Kaiser als Mensch zwei verschiedene Wesen sind. Diese merkwürdige Vielgestaltigkeit tritt übrigens auch in andern Fällen hervor, zumal dann, wenn er mit Leuten zusammenkommt und sie in seiner Eigenschaft als Monarch empfängt, von denen er weiss, dass sie für den von ihm als Ideal betrachteten Monarchenbegriff keinen Sinn haben; ich erinnere nur an jene Audienz, die Cecil Rhodes bei Kaiser Wilhelm hatte. Dieser ungekrönte König kokettierte in einer Weise mit seiner formlosen Persönlichkeit, die bis zur höchsten Unmanier ging. Ame-

rikaner haben es auch so gemacht und der Kaiser ging auf ihre Art ein. Darauf wird man mir nun antworten, das sei eben die höchste Blüte der Politik. — Darüber soll aber hier nicht gesprochen werden, im übrigen haben die Ereignisse bis jetzt kaum den Beweis für die Richtigkeit dieser Hypothese geliefert. — Uns kommt es vielmehr darauf an zu zeigen, dass die Art, wie Kaiser Wilhelm in Deutschland und dem deutschen Volk gegenüber nach aussen und in der Form die Stellung des Herrschers zum Ausdruck bringt, nicht etwas mit ihm geborenes, sondern etwas bewusst gewolltes ist. Geboren war sie mit Ludwig XIV., der die strenge Schranke der Form und des Sonnenkönigtums unter allen Verhältnissen zwischen sich und alle legte. Den entgegengesetzten Pol stellt Kaiser Wilhelm I. dar: Auch er war ein geborener Fürst in allen seinen Eigenschaften und äusseren Gehaben, er verlor nie das Gefühl königlicher Würde, blieb dabei aber stets einfach, schlicht und gleichmässig. Dies, seine Bescheidenheit, seine Gerechtigkeit und die Folgerichtigkeit des Handelns war die Ursache seiner beispiellosen Volkstümlichkeit.

Ich bin der Ueberzeugung, dass Kaiser Wilhelm II. es bewusst für notwendig hält, sich nach aussen hin so zu zeigen, wie er es tut und halte es für eine indirekte Folge derjenigen Eigenschaften, die sein Wesen bedingen. Sie zwingen ihn, sich als Redner zu betätigen und den Widerhall seiner Ansichten hervorzurufen, zwingen ihn auf die Gemüter einwirken zu wollen, während das unsichtbare Handeln und Arbeiten seiner Natur widerspricht; darin liegt das unabweisbare Bedürfnis nach Beachtung und Anerkennung. Es folgt der Konflikt mit den verfassungsmässigen Schranken, und ergibt sich subjektiv für ihn die Notwendigkeit, das Piedestal des Herrschers nach aussen zu erhöhen. Er mag den Widerspruch selbst fühlen, welcher ebenso gross ist wie der Unterschied zwischen Wort und

Tat, aber er kann nicht anders. Dazu kommt das Streben, das was auf der einen Seite niedergerissen ist, auf der andern wieder aufzubauen und wenn, wie natürlich dies keine Kompensation sein kann, vielmehr der anfängliche Widerspruch tausend neue hervorbringt, so wächst damit ebenso folgerichtig sein Gefühl, immer wieder zeigen zu müssen, dass er der Herr ist.

Es ist ohne weiteres klar, ein wie fruchtbares Feld hier die byzantinische Annäherung hat. Ein in höherer Sphäre lebender Monarch muss ja das Ideal jeder Bedientengesinnung sein und ihre Einwirkung den Kaiser in der Richtigkeit seines Prinzips bestärken. Ich komme noch einmal auf jenen Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zurück. Das Blatt ist offiziös, d. h. es gibt die Ansicht der Regierung, also höchstgestellter verantwortlicher Männer wieder, ist keineswegs ein gewöhnliches Klatschblatt, sondern soll, nachdem bei jedem Semesterwechsel ausgesprochenem Programm den Leser sachlich und auf Grund guter Informationen über die inneren und äusseren Vorgänge des Reiches orientieren. Es ist ohnehin ein beachtungswertes Zeichen der Zeit, wenn ein solches Blatt für eine kaiserliche Rede sich in Verteidigungsstellung begibt und ein unvergängliches Zeugnis, wenn es diese Verteidigung mit derartigen Argumenten führt; dass die offiziöse Presse auch früher denselben Charakter hatte, ist kein Grund, sie jetzt mit Stillschweigen zu übergehen.

Kaiser Wilhelm II. ist in manchen persönlichen Neigungen und Anschauungen nicht nur modern, sondern er geht soweit, dass er historisch Gewordenes und Bestehendes häufig genug als veraltet ansieht, auch wenn es sich noch voller Lebenkraft erfreut, ja man kann sich der Vermutung nicht erwehren, dass er unter dem Eindruck der progressiven Entwicklung von Handel und Wandel andere Gebiete stark unterschätzt, ihnen auch ein auffallend

geringes Interesse entgegenbringt. In Ansehung seiner dargelegten Hauptcharakterzüge und Neigungen erscheint das nur folgerichtig; auch persönlich liebt der Kaiser den Umgang mit Geschäftsleuten, die sich als solche einen Ruf erworben haben und von den Gelehrten bevorzugt er diejenigen, deren Tätigkeit die technischen Wissenschaften umfasst. Wir haben schon früher gesehen, dass die Begabung des Kaisers auch gerade nach dieser Seite hin liegt, bleibt sie gleich mehr empfangend als ausübend. Denn von den Eigenschaften, die den Geschäftsmann ausmachen, hat er nichts, wie man ja auch auf dem Gebiet der von ihm ausgeübten äusseren Politik sieht, während sein königlicher Onkel in England sie völlig geschäftsmässig betreibt. Dem stellt sich beim Kaiser die innere Notwendigkeit persönlichen Hervortretens, vor allem aber das absolutistische Moment entgegen und damit steht von vorneherein fest, dass ihm die Anlage fehlt, moderne Politik zu treiben. Wohl macht auch die Persönlichkeit viel, aber doch nur dann, wenn sie sich selbst ihren Ruf im politischen Geschäftsleben erworben hat. Ich brauche nur auf Bismarck hinzuweisen. Damals bedurfte es oft genug nur eines Hinweises auf seine Person und Willensmeinung, weil seine beispiellose Autorität, die während eines Menschenalters an Ruhm und Erfolg erworben war, in die Wagschale fiel. Zur Ausübung der praktischen Politik ist der deutsche Kaiser infolge der Beweglichkeit seines Geistes und seiner hohen Eindrucksfähigkeit umso weniger befähigt, und es ist nur eine komplementäre Anlage, wenn seine Natur ihn treibt persönlich Eindruck zu machen und von der Wirkung überzeugt zu sein.

Es ist, wie schon gesagt, nicht unsere Aufgabe, die politische Tätigkeit des Kaisers und der nach seinem Befehl handelnden Ratgeber zu betrachten, wohl war es aber nötig, von ferne darauf hinzuweisen, denn gerade in ihr und in der Art, wie er sie ausübt, liegt ja die Quelle für

die öffentliche Kritik, für Beunruhigung auf der einen, für byzantinische, lügenhafte Uebertreibungen auf der andern Seite. Der Kaiser will, er wünscht und legt sein ganzes Wesen in diese Wünsche, er befiehlt, er betont es in unzähligen Reden, er sagt: ich bin der Herr und zerschmettere alle, die sich mir entgegenstellen, er sagt, man muss mir nur vertrauen und tun was ich will, so führe ich Euch herrlicher Zukunft entgegen. Man soll sich nicht irremachen lassen, nicht kleinmütig werden, nicht schwarz sehen. Ja, das alles sind Worte, die nicht nur die Bedientengesinnung beständig aufgewirbelt erhalten, sondern die auch durch ihre Kraft und ihren Schwung viele Aufrichtige und Begeisterungsbedürftige hinreissen. Es steckt so viel Bedürfnis nach Personenkultus in den Deutschen. Wir lesen zwar beinahe jeden Tag von Realpolitik, ferner, das deutsche Volk sei durch den Bismarckschen Realismus erzogen worden, sei nicht mehr das der Denker und Dichter, sondern strebe energisch modernen und praktischen Zielen zu. Dabei vergessen die guten Leute, dass der Verlust des Denkens und Dichtens, welcher ja tatsächlich in starkem Masse eingetreten ist, lebhaft bedauert werden muss, denn damit ging auch an Geschmack und Urteil viel verloren. Einen dürren Nützlichkeitsstandpunkt sehen wir an der Stelle, und auch er geht byzantinische Wege, sobald es gewinnbringend erscheint. Für ihn liegt die Einwirkung auf die Person ja im Handwerk, und der „moderne" Ausdruck des „königlichen Kaufmanns", dessen wir uns heute mit so vielem Stolz bedienen, hat, wenn wir das Wort „königlich" im byzantinischen Stil auffassen, einen recht üblen, aber oft den Verhältnissen entsprechenden Beigeschmack. Anderwärts aber, wo gar keine eigennützigen Motive vorhanden sind, da treffen wir die blinde Bewunderungssucht. Der Wechsel kam zu plötzlich, zu schnell verschwanden die grossen Männer der Epoche Wilhelm I. Man war gewöhnt und verwöhnt, an der Spitze des Reichs

grosse und bewundernswerte Persönlichkeiten zu sehen, Personen, die man mit Recht bewundern konnte, denn man bewunderte mit und in ihnen ihre grossen Erfolge. Nun kam ein Herrscher von glänzenden Gaben, der verkündete, wenn man sich seiner Führung nur rückhaltlos anvertraue, würden noch herrliche Tage folgen. Und so war es wahrhaftig kein Wunder, dass man in Deutschland ohne Zögern und mit Begeisterung die Bewunderung auf ihn übertrug. Es liegt da manches Ideale drin und unter allen Umständen ein sehr grosses Kapital von Vertrauen, das gerade für einen neuen Herrscher von hohem realem Wert sein konnte. Es exaltiert zu haben, dies traurige Verdienst können sich die mit Wort und Schrift arbeitenden Byzantiner beimessen. In der Natur des Kaisers liegt, und wir müssen es deswegen als unabänderlich absehen, im rednerischen Ausdruck an die obere Grenze zu gehen. Der byzantinische Teil der Presse hauptsächlich, und nicht weniger hochgestellte Beamte etc. haben sich aller Mittel der Sprache bedient, um noch eine Steigerung möglich zu machen, und in diesem Paroxismus von Worten leben wir nun schon seit länger als einem halben Menschenalter. Der Kaiser nimmt ihn für den Ausdruck der gut und patriotisch Gesinnten im Deutschen Reich und muss sich auf dem rechten Wege glauben, sein Herrenbewusstsein, wenn möglich noch steigern. Er muss glauben, dass die absoluten Formen, in denen es sich bewegt, für das von ihm regierte Volk richtig sind, mit Begeisterung begrüsst werden, während diejenigen, die sich vom Personenkultus freimachen und seine verderblichen Wirkungen erkennen, ihm als Nörgler, d. h. als Leute, die nur negativ arbeiten und somit, wie er sagt, zu Arbeit nicht geeignet sind, erscheinen müssen. Wir haben gesehen, mit was für Mitteln das offiziöse Zeitungsorgan arbeitet. Es stellt der Kritik ausser ganz allgemeinen Phrasen nur den Beifall der Volksmassen entgegen, die einem glänzenden Schauspiel mit dem üb-

lichen Wohlgefallen beiwohnen. Man braucht nicht so pessimistisch über diese Beifallsäusserungen zu denken und überhaupt über den Begriff „Volk", wie Shakespeare es tut, aber überschätzen können ihn auch nur solche, die es wollen und die von ihm Geblendeten. Wenn der Kaiser persönlich Popularität besitzt, ist es sehr erfreulich, man soll aber den Wert nicht überschätzen. Wie viel Byzantinismus in solchen festlichen Veranstaltungen steckt, zeigen die dabei gehaltenen Reden. Ein anderer Teil freut sich des glänzenden Schauspiels und schreit mit, weil es dazu gehört, ein Dritter denkt, man dürfe sich um des Dekorums willen nicht davon ausschliessen, ein Vierter hat seine Freude an der blühenden Familie des Kaisers. Kurz dieses Zusammenströmen des Volks bei Anwesenheit des Kaisers in irgend einer Stadt berechtigt nicht zu irgendwelchen Schlüssen darüber, dass das Volk einmütig hinter dem Kaiser stände. Zudem ist man ja gewohnt geworden, Feste zu feiern, sie gehören zum täglichen Brot und man entbehrt sie ungern. Es ist recht auffallend und charakteristisch, dass gerade die offiziösen Byzantiner der Kritik an der kaiserlichen Politik den Beifall des „Volks" entgegensetzen. Wer achtet denn trotz aller Phrasen, die das Gegenteil besagen, die grosse Masse weniger als sie, wer bestärkt den Kaiser in seinen selbstherrlichen Anlagen mehr als sie? Das ist allerdings uralt, so alt wie der Byzantinismus: das „Volk" erst willens- und urteilslos zu machen, seine byzantinischen Instinkte zu nähren und dann es nachher als „fest zum Kaiser stehendes" — d. h. ihn für unfehlbar haltendes — Volk auszuspielen. Zu den oben aufgezählten Kategorien würde noch eine, und nicht die unwichtigste, kommen: nämlich überzeugte Monarchisten, welche dem Prinzip zuliebe glauben auch da ein Beispiel geben zu müssen, wo ihnen Anlass und Art nicht gefallen, durch ihre Gegenwart, ihre persönliche Stellung zur Monarchie kundzugeben.

Das eben ist das Demoralisierende, dass das „Volk" im wesentlichen nur gebilligt wird, wenn es irgendwie und irgendwo beifällige Demonstrationen von sich gibt. Gewiss, auch solche Demonstrationen können Wert haben und auch politische Bedeutung. So die Wirkung des Aufrufs „an mein Volk" Friedrich Wilhelms III., der Jubel, der König Wilhelm von Preussen 1870 bis an die französische Grenze begleitete, der Beifall, der Bismarck empfing, wenn er nach einer grossen Reichstagsrede das Haus verliess, die gewaltige Kundgebung, als er nach seiner Entlassung der Hauptstadt des Deutschen Reiches den Rücken kehrte. Aber, wo ist der Grund jedenfalls für normal veranlagte und denkende Menschen, eine unendliche Reihe festlicher Volksdemonstrationen für richtig oder nötig zu halten? Das steht ungefähr auf derselben Höhe wie die Gepflogenheit, dass stets, wenn in Deutschland eine Anzahl Menschen zusammensitzen, Bier trinken und Phrasen dreschen, sie irgend ein Gelübde unverbrüchlicher Treue telegraphisch dem Kaiser ablegen oder „erneuern". Man muss sich fragen, ob der Schatz unserer Sprache in Zeiten wirklicher Erhebung oder grosser Ereignisse überhaupt noch ausreicht. Wir sind ja schon längst an die Grenze der sprachlichen Möglichkeiten gegangen; von irgend einem Herrscher zu sagen, er sei ein nur guter gewesen, würde beinahe einer nachträglichen Majestätsbeleidigung gleichkommen.

Bezeichnend ist auch eine immer wiederkehrende Phrase, nämlich die Versicherung unauslöschlicher Dankbarkeit, der dann natürlich irgend einem Gelübde folgt, — für ein Werk, sei es ein Kanal, eine Eisenbahn, Niederlegung alter Festungsmauern oder ähnliches. Das ist ganz der alte Untertanenstil aus den Zeiten, wo eigentlich jeder das Gefühl hatte, dass er „ohne alles Verdienst und Würdigkeit" seinem Fürsten gegenüberstände und eigentlich „nur eitel Strafe verdiene". Für uns ruht aber das Ver-

hältnis zwischen Volk und Fürst auf dem Prinzip der Leistung und Gegenleistung. Wir sind monarchisch und ausserdem der Ansicht, dass das Haus der Hohenzollern sich im Laufe der Jahrhunderte so grosse Verdienste um das Zustandekommen eines deutschen Nationalstaats erworben hat, dass all seinen regierenden Vertretern gegenüber ohne Ansehen der Person von vorneherein ein grosser Schatz an Verehrung und Vertrauen bereit liegt. Damit wird aber das Verhältnis der Leistung und Gegenleistung nicht berührt. Kaiser Wilhelm hat oft genug betont, ein jeder solle arbeiten und seine Pflicht tun, an welchem Orte er auch stehe. Wenn der Fürst das tut, so ist es hoher Anerkennung wert, aber Dankbarkeit schuldet ihm niemand dafür. Die Bedientenpresse wird dagegen nicht müde, bei jeder Gelegenheit durchschimmern zu lassen, der Kaiser habe es eigentlich gar nicht nötig, sie fordert z. B. auch zu dankbarer Rührung auf, wenn sie erzählt, alle Gedanken des Kaisers gelten seinem Volke. Wir überzeugten Monarchisten sind durchaus geneigt, die Ansicht Homers auf den modernen Verfassungsstaat zu übertragen, dass die Vielherrschaft nichts taugt, sondern Herrscher nur einer sein soll. Nicht aber um, wie die Muhme Mephistos mit Lust Staub fressend vor ihm zu liegen, sondern aus einfachen, durch die Geschichte erwiesenen Nützlichkeitserwägungen. Die Unverletzlichkeit der kaiserlichen Person und ihre sonstigen Vorrechte entspringen ebenfalls solchen Erwägungen.

Die Entstellung des Verhältnisses durch die byzantinische Arbeit wird nach zwei Seiten schädlich. Auf der einen schafft sie Byzantiner, blendet sie viele unreife Menschen, jene Unzahl geborener Phraseologen, die gerade nach der andern Richtung hin erzogen werden müssten, sie fördert ausserdem das Bediententum im Sinne des Worts. Auf der andern Seite erweckt sie eine Opposition,

die viele überhaupt aus dem monarchischen Lager heraustreibt, andere zu einer über das Ziel hinausschiessenden Opposition veranlasst.

Gerade die überzeugten und phrasenfreien Monarchisten halten ein hohes Ansehen des jeweiligen Kaisers im ganzen Volke für die Grundlage eines gedeihlichen Zusammenwirkens, denn auf ein Zusammenwirken kommt es heraus und keinem aufrichtigen Monarchisten unserer Zeit ist die Auffassung mehr verständlich, dass die öffentliche oder private Arbeit der einzelnen, das Zusammenarbeiten des Ganzen im Interesse des kaiserlichen Hauses vor sich gehe. Mehr denn je zuvor ist der Ausspruch Friedrichs des Grossen, der Fürst sei der erste Diener des Staats, überall lebendig. Wir haben gesehen, dass Kaiser Wilhelm tatsächlich auch alle seine Kräfte im Dienste des Staates einsetzt, aber ein grosser Teil dieser Arbeit wird eben dadurch verloren, dass nach aussen hin der Eindruck besteht, er gehe von cäsarozentrischen Gesichtspunkten aus. Das von ihm so oft betonte absolute Herrentum, die Uebernahme einer Verantwortlichkeit, die nicht nur von der Verfassung abweicht, sondern auch tatsächlich nicht von ihm getragen werden kann, das alles sind Dinge, die nicht mehr in das Bewusstsein hineinwollen und eine Kluft schaffen, die ihrer Natur nach himmelweit verschieden ist von dem Abstand, den der Kaiser im vermeintlichen Interesse der Würde des Fürsten zwischen sich und dem Volk für notwendig erachtet. Dazu kommt der Mangel aller jener Erfolge, die verheissen worden sind und noch heute verheissen werden. Es kommt dazu auch der Widerspruch zwischen Wort und Tat. Wir sehen weder nach innen noch nach aussen hin, dass die Politik den geäusserten Wünschen und Aspirationen entspricht und wie sollte es auch anders sein, da gerade auf diesem Gebiet, — wo der Kaiser die Leitung unmittelbar in der Hand behalten will, eine Anforderung,

die seine Leistungsfähigkeit übersteigen muss —, dass eben an diesen Stellen keine selbständigen und charakterstarken Männer stehen. Es wäre töricht und ungerecht, von einer Schuld des Kaisers zu sprechen oder ihm einen Vorwurf zu konstruieren. Will man das überhaupt, so kann man ihn nur erheben gegen die Mehrzahl der Männer, die ihn umgeben. Wir haben darüber schon früher gesprochen. Fände nun der Kaiser an der Festigkeit seiner Ratgeber, wie oft er sie auch wechseln möchte, stets denselben Widerstand, das gleiche unerschütterliche Bestehen auf dem einmal für recht Erkannten, so würde er, wie wir sein Wesen beurteilen, entscheidend beeinflusst werden. Mit der Anerkennung und Verehrung auf rein menschlichem Gebiet ist es nicht getan, dadurch kann eine Kluft weder am Entstehen gehindert, noch geschlossen werden. Dass aber Kaiser Wilhelm II., und nach seinen Reden steht es vollkommen fest, die Verhältnisse nicht sieht, wie sie sind, ist zum Teil der byzantinischen Tätigkeit seiner Umgebung und der Lokalanzeigerpresse zuzuschreiben.

Einst bezeichnete er die öffentliche Kritik an Massnahmen der Regierung als Geist des Ungehorsams und sagte: herrlichen Zeiten führe ich euch entgegen; es soll ohne weiteres zugegeben sein, dass jene Kritik teilweise über das Mass hinausging, zumal der Kaiser nur kurze Zeit regiert hatte. Heute nach einer langen Reihe von Enttäuschungen und Fehlschlägen befiehlt der Kaiser, dass man nicht schwarz sehen sollte und sagt, er dulde keine Schwarzseher. Darauf antworteten die Hamburger Nachrichten, es stände nicht in der Macht eines Monarchen, Ansichten und Gedanken entscheidend zu beeinflussen. Trotz allem, was sonst in den Auffassungen des Kaisers gewechselt hat, der Ton des Befehls ist derselbe geblieben und man versteht ihn heute noch weniger als damals. Das byzantinische Element tritt da „ausgleichend" ein wie der Schnee, wenn er dem Berg-

steiger, eine sichere Brücke über die Felsspalte vortäuscht. Diesen Leuten ist es ja gleichgültig, abgesehen von denen, welche der Bedientensinn als dunkler Drang treibt, ob das öffentliche Wohl, das Verhältnis zwischen Volk und Kaiser darunter leidet. Der Zug der Zeit ist nicht so nivellierend, wie man gern sagt, aber er verwirft Fiktionen, die früher nützlich und nötig waren. Grund genug für die Byzantiner, gerade diese Fiktionen nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auf die Spitze zu treiben, weil das Wesen des Kaisers hier einen günstigen Angriffspunkt bietet.

Vielleicht kann einmal in Gestalt grosser Ereignisse, erschütternder Krisen ein Umschwung eintreten. Ihre Einwirkung auf den Kaiser, auf seine Handlungsweise, zunächst als unmittelbar beeinflussendes Motiv und dann durch Reflexion seinerseits, könnte stark genug sein, um ihn erkennen zu lassen, dass Einfachheit in der Form und im Handeln immer den vollkommensten Ausdruck der Majestät gebildet haben, jede stark vorwiegende Form aber ein äusseres Hilfsmittel ist und infolgedessen auch nur ganz äusserlich in dem vom Herrscher gewollten Sinne wirken kann. Das hat zu allen Zeiten gegolten und tut es heute umsomehr, weil der traditionelle Nimbus der Majestät dem natürlichen Verlauf der Entwicklung gemäss zu verbleichen beginnt. Dadurch wird aber nicht berührt der Sinn für innere Grösse, die hohe Achtung für einen Mann, auf dessen Schultern eine ungeheure Verantwortung liegt, welcher einem ruhm- und verdienstvollen Fürstengeschlecht entsprossen, der geschichtlich gewollte Führer des Deutschen Reiches geworden ist.

Auch persönlich sind manche Voraussetzungen für echte Volkstümlichkeit vorhanden. Niemand kann verkennen, dass Kaiser Wilhelm II. ganz in dem aufgeht, was er für seine kaiserliche Pflicht und zum Nutzen des Reiches für

nötig erachtet. Sein Eifer tritt im äusseren Ausdruck manchmal in reiner und einfacher Form hervor, nichts wäre wohl mehr geeignet, Sympathien im Volk zu erwecken; denn das Gefühl ist bekanntlich für jeden Menschen von ganz besonderem Reiz, dass ein anderer, und in diesem Falle der Kaiser, alle seine Kräfte einsetzt, um für die Gesamtheit, also auch für den Einzelnen, arbeitet. Abgesehen von diesen egoistischen Gefühlen erweckt jede Pflichttreue, jede nicht auf die Befriedigung egoistischer Neigungen gerichtete Tätigkeit um so grössere Achtung und Sympathie der Person gegenüber, je höher diese steht, je schwerer ihre Schultern belastet sind.

Es wäre ungerecht, wollte man nicht auch die andere Seite seiner grossen Rednergabe würdigen, ungerecht, zu leugnen, dass sie unter Umständen sehr nützlich sein könnte, dass sie geschickt und zweckmässig verwandt oder unterdrückt ein Mittel zur Volkstümlichkeit bildet, diese zu erhalten, wenn sie auch allein nicht genügt; zu oft angewandt verliert sie die Wirkung. Das einzige, was nie an Wirkung verliert, ist das Handeln und dafür finden wir im Kaiser Vorbedingungen, die dem Politiker grossen Stils nicht fehlen dürfen: Vor allem die Phantasie. Ihre spezielle Natur beim Kaiser ist schon früher als günstig für byzantinische Annäherung erörtert worden. Die Geschichte kennt andererseits keinen grossen Staatsmann, der nicht von starker Phantasiekraft erfüllt gewesen wäre. Sie kann auch als Weite des Blicks bezeichnet werden, ein Ausdruck, den der deutsche Byzantiner bekanntlich mit Vorliebe auf den deutschen Kaiser anwendet. Das trifft aber nur in solchen Fällen zu, wo über der Phantasie das Augenmass nicht verloren geht für das Verhältnis der eigenen Kraft- oder Machtmittel zum Ziel. — Damit hängt zusammen die ideale Richtung des Kaisers. Er ist nicht der Mann, sich still hinzusetzen und sich mit ererbtem Besitz zu begnügen.

An dieser Wahrheit wird nichts geändert durch die Tatsache, dass sein Streben nicht erfolgreich war. Niemand wird ihm den Willen zum Vorwärts und Aufwärts absprechen können, und ebensowenig kann man sagen, dass ihm nur persönlicher Ehrgeiz und Ruhmsucht Triebfeder wäre. Wenn Kaiser Wilhelm sagte, er strebe, seine Pflicht zu tun und sich nachher Rechenschaft zu geben, ob er sie getan habe, dann können wir das wörtlich so verstehen. Der Kaiser wird auch nie mit Bewusstsein eine Ungerechtigkeit begehen und seine oft unbegreifliche Schroffheit gegen Menschen, die früher in Gunst gewesen sind oder solche, die ihm von vorneherein unsympathisch waren, müssen wir aus seiner Charakter- und Gemütsanlage mit ihren manchmal unvermittelten Uebergängen erklären. Die Schnelligkeit und Schroffheit dieser Uebergänge ist bisweilen auch für die, welche den Kaiser zu kennen glauben, vollkommen unberechenbar. Nach diesem und anderem kann man vermuten, dass noch manche Eigenschaften vorhanden sind, welche bis jetzt zu Gunsten anderer durch die byzantinische Einwirkung zurückgedrängt wurden. Um sie zu entwickeln, würde es grosser Ereignisse bedürfen, die von aussen wirken. Sie könnten den Schleier zerreissen, die Grundlagen der jetzigen Anschauungsweise des Kaisers zerstören und neue schaffen, welche auf die guten und gesunden Eigenschaften der Menschen gestützt, das Verhältnis vollständig zu ändern imstande wären.

Politik.

Als am Neujahrstage 1906 Kaiser Wilhelm II. den kommandierenden Generalen sagte: Wie es mit uns steht, wissen die Herren ja, und die Mahnung anschloss, das Pulver trocken zu halten, als dann die Thronrede kam und mit ungewöhnlicher Nüchternheit die auswärtige politische Lage klarlegte, da konnte man im Lande ein Aufatmen wahrnehmen. Allgemein war der Eindruck, endlich sei jetzt Erkenntnis der Wirklichkeit eingetreten, und man wolle sich in Zukunft auch nach aussen, dem deutschen Volke gegenüber, auf diesen Boden stellen. Ueberrascht worden ist wohl kein Mensch, der die Ereignisse der letzten Jahre verfolgt hat, und dem keine byzantinischen Pflichten oblagen; unzähligemal war der Punkt der Entwicklung, an dem wir damals standen und jetzt noch stehen, vorausgesagt worden. Die Dinge haben sich ganz folgerichtig entwickelt. Aber alle als Pessimisten, Schwarzseher, unberufene Kritiker und vernagelte Oppositionsmenschen offiziös Gestempelten atmeten, wie gesagt, auf, als die einfachen und offenen Erklärungen des Kaisers bekannt wurden. Nun, so dachten sie, müsste es ja besser werden, denn von jetzt ab wird es nicht möglich sein, den Wert des persönlichen Faktors in der auswärtigen Politik mit derselben Wichtigkeit zu behandeln wie früher. Nun habe man ja sicher erkannt, wohin auch der Mangel an Stetigkeit unserer Politik uns geführt hat, denn wenn die verantwortlichen Leiter des Reiches und der deutsche Kaiser, trotzdem der Krieg abgewendet war, die Lage so ansehen,

nachdem der Kanzler noch ein Jahr vorher im Reichstage die rosigsten Gemälde von unseren guten Verhältnissen mit allen anderen Staaten gezeigt hatte, ja da sollte man doch denken, dass auch ein Rückblick getan wird, und man sich Rechenschaft zu geben versucht, wie es denn möglich war, dass Deutschland bis an diesen Punkt gekommen ist. Diese Lage brauchte trotzdem niemand kleinmütig zu machen, denn unsere militärische Kraft genügt, um jedem Festlandskriege ohne Besorgnis entgegenzusehen, und was einen Angriff von der Seeseite anlangt, so können wir wohl starke Verluste erleiden, aber niemals niedergeworfen werden, auf der andern Seite wird uns unser Uebergewicht auf dem Lande voraussichtlich gestatten, dort reichliche Kompensationen für alle Verluste zur See zu erhalten. Zum Verzweifeln war also kein Grund und gerade die Kreise, die jetzt als mit den Schwarzsehern gemeint gelten, fühlten sich damals erleichtert durch das Bekenntnis und öffentliche Zugeständnis der Lage. Freilich setzte natürlich sofort die byzantinische Presse ein, sie schob die für uns ungünstige politische Entwicklung nicht etwa auf die deutsche Politik, das konnte sie ja ihrer Natur nach nicht, sondern verbreitete die kindliche Mär von der guten unschuldsvollen deutschen Regierung und den bösen eifersüchtigen Nachbarn; wir wollen nur das Gute, tun nur das Gute. Was bedeutet aber in der Politik das Gute anders als den eigenen Vorteil? In keinem anderen Lande würde solches Argument öfter als einmal in einer Zeitung stehen, dann aber auf immer verstummen; bei uns dagegen redete man sich zeitweilig in ein gewisses tragisches Mitleid herein, dass der deutsche Kaiser mit seinen dem Heil der ganzen Welt dienenden Plänen nicht nur kein Verständnis fände, sondern dass andere Staaten „sogar" feindliche Pläne im Schilde führten, überhaupt Gutes mit Bösem vergälten. Der arme Delcassé wurde zu einem beinahe teuflischem Wesen und zwar durchaus nicht bei

den ungebildeten Massen Deutschlands, wo man ihm wohl keine grosse Aufmerksamkeit geschenkt hat; gerade in der „einschlägigen" Presse stellte man ihn hin als einen Mann, dem ausser brennendem Ehrgeiz nur glühender Hass gegen Deutschland die Seele füllte. Wie wäre es auch sonst erklärlich, dass jemand uns armen unschuldigen Menschen, die wir, wie so oft verkündigt, nicht für uns, sondern für das Wohl der ganzen Welt arbeiten, mit Ententen und Kriegsplänen entgegentritt. Hätte man die Sache nüchtern bezeichnet, so würde die Erklärung gelautet haben: „Unsere politische Geschicklichkeit hat sich als geringer erwiesen, als die Englands und Frankreichs. Vor zwanzig Jahren waren diese einander feindlich und jedes isoliert, jetzt sind sie beide durch Bündnisse gestärkt, einander in Freundschaft verbunden, Deutschland dagegen isoliert und von beiden als eine unbequeme Macht betrachtet." — Nach Delcassés Sturz erhob sich wieder allgemeiner Jubel und der deutsche Kanzler wurde mit Hurra von Mannschaften der Hohenzollern aus den Wanten begrüsst. Nun musste sich ja alles wenden, Frankreich uns um Verzeihung und um ein Bündnis bitten, sich von England abwenden. Es wurde nichts, noch einmal drohte die Kriegsgefahr und blamiert zogen wir von Algeciras heim. Während der Anfangszeit wurde aus dem deutschen Kaiser in der Byzantinerpresse ein tragischer Held gemacht, man konnte sich nicht genug tun in der Bewunderung seiner Festigkeit und seiner Zuversicht. Dann lobte man in den höchsten Tönen seine Grossmut und Weisheit, dass er entgegenkäme, nicht seine Macht ausnutzte, sondern Frankreich durch Mässigkeit an sich ketten wolle, wie seinerzeit Bismarck Oesterreich. Er wollte die furchtbare Brandfackel des Krieges der Welt ersparen und machte nur deswegen, und um Frankreich von der Aufrichtigkeit unserer Gesinnung zu überzeugen, Konzessionen. — Im Laufe jenes Jahres traten häufig Ueberraschungen

ein, jedenfalls für den Zeitungsleser. Bald erschien die Lage so, bald anders. Und da war es wirklich eine Freude und Lust, zu sehen, mit wie akrobatenhafter Gewandtheit unsere Byzantiner von einem Standpunkt auf den andern voltigierten, nur von dem einen Ziel geleitet, sofort einen Lobgesang auf den Kaiser und seine Politik anstimmen zu können. Wie sind die Begriffe doch bei uns verwirrt worden, wer verlangt einen unfehlbaren Kaiser, wer, dass er in der Wahl seiner Ratgeber niemals irrt? Im Gegenteil, man würde ihm nur Sympathiebeweise und Gefolgschaft entgegenbringen, wenn die übrigen Dinge anders wären. Wie viele im Lande aber werden geblendet und irre, wenn sie derartige konsequente Bestrebungen sogar in den offiziösen Blättern sehen. Als ob es bei allen Weltereignissen nur darauf ankäme, als oberste Wahrheit aufrecht zu erhalten, dass der deutsche Kaiser niemals irrt, nicht nur das Höchste will, sondern auch alles kann. Denn das bleibt doch immer die Quintessenz jener unwahren und gezwungenen Darstellungen. Mag man auch manchmal anstatt des Kaisers namentlich den Reichskanzler nennen, so ändert das, wie jeder weiss, an Standpunkt und Zweck nichts. So ist es aber nicht nur während der Marokko-Affäre ergangen, nein, so geht es seit der Thronbesteigung des Kaisers ununterbrochen weiter, und wenn keine grossen eklatanten Misserfolge vorhanden sind, dann wird gelobt und gepriesen, als ob man eben ein zweites Sedan erfochten hätte. Die Einwirkung dieser Presserzeugnisse auf den Kaiser bedarf keiner Erörterung; nach der andern Seite schafft sie in Deutschland Byzantiner und Opposition und Verwirrung der Meinungen. Im Auslande Misstrauen und Gelächter.

Selbst das aber wäre an und für sich nicht so schlimm, wenn nicht sowohl in der Theorie als auch in der Praxis die ersten und einfachsten Grundsätze dabei verloren

gingen, vor allem die Frage: ist diese oder jene Massnahme oder Unterlassung dem Deutschen Reich nützlich oder nicht? Man geniert sich beinahe, das hier ausdrücklich zu erwähnen, weil es eben selbstverständlich wäre, zumal in einem Lande, wo soviel von Realpolitik gesprochen wird wie bei uns. Man komme nicht mit dem Einwand, dass z. B. die englischen deutsch-feindlichen Blätter die Dinge auch unter persönlichem Gesichtswinkel betrachten; da ist es etwas anderes, denn ihnen ist diese Art von Hetzerei Mittel zu einem politischen Zweck und solche Mittel können sehr brauchbar sein. Bei uns werden sie aber häufig zum Selbstzweck, und damit geht die Uebersicht und der in Betracht kommende Punkt verloren. Der deutsche Philister ist nicht gewohnt, dass die auswärtige Politik ernsthaft kritisiert wird und hegt äussersten Abscheu, sachlich Konsequenzen aus der Kritik zu ziehen. Sonst muss er etwas zum Schimpfen haben; „Worte, Worte", sagt Hamlet — und das Gegengewicht muss irgend eine Lobhudelei bilden; er will „erhoben" werden, sonst ist es ein Nörgelblatt und er abonniert sich lieber auf ein anderes.

Wenn wir eine Gesandtschaft nach Abessinien schicken, so wird der weltpolitische Weitblick gepriesen; wenn kurz nachher die Mittelmeermächte ein Abkommen dort schliessen und uns draussen lassen, so ist das entweder eine unerhörte und ungerechte Bosheit, oder es tangiert uns nicht, wir haben keinerlei Absichten gehabt, welche die Politik anderer Mächte hätten durchkreuzen können. Bleibt gar nichts anderes übrig, so rechnen wir als hohes politisches Verdienst, dass es gelingt, den Frieden zu erhalten, kurz, der leitende Gesichtspunkt ist ohne Unterschied, den Kaiser als genialen und nie fehlenden Politiker hinzustellen, denn nur Kurzsichtigkeit ist ja, wenn andere Staaten seine von weit höherem Gesichtspunkte diktierten Absichten durchkreuzen.

Der Verdienste des Kaisers um die Marine ist bereits gedacht worden, ihre Stärkung war und ist notwendig, dagegen kann man das Wort des Kaisers: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", und seine durch zahlreiche anderen Aussprüche dazu gegebene Interpretation entschieden nicht für richtig halten. Die Flotte soll uns in allererster Linie ein Mittel zur Verteidigung geben, soll die Möglichkeit, unsere Küsten zu blockieren, auch England gegenüber, ausschliessen. Dazu bedarf es aber längerer Zeit, zumal ja die Regierung sich einer Baubeschleunigung abgeneigt gezeigt hat. Die Flotte soll uns mit der Zeit die Hände freier machen und in ähnlicher Weise eine Aktionsgrundlage geben wie die Armee. Trotzdem wird Deutschland immer in erster Linie Festlandpolitik treiben müssen, sonst steht die ganze Weltpolitik in der Luft und fällt zusammen, wenn sie gegen ein Hindernis stösst. Wir haben das im Laufe der Jahre oft genug erlebt, und selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, so entspräche es doch nur der allereinfachsten sachlichen Ueberlegung. — Eine vor einiger Zeit anonym erschienene Broschüre „Das überschätzte Deutschland" bringt neben anderem, dem wir uns nicht anschliessen können, die folgende treffende Charakteristik der Lage:

„Der Drang, im Mittelpunkt der Weltgeschichte zu stehen, der uns nach Asien und Marokko führte, die Sucht, Deutschland eine Stellung zu geben, die es schon rein nach seiner geographischen Lage im Herzen Europas nicht imstande ist, zu behaupten, hat unsere eigene Kraft, die kommenden Ereignisse zu überstehen, geschwächt. Deutschland wollte eine politische Weltmacht werden und verlor seine Stellung als politische Kontinentalmacht. Und weil es sich zu gross dünkte, um sich mit der Stellung einer politischen Kontinentalmacht zu begnügen, brachte das persönliche Regiment im Verein mit der Diplomatie seine

Stellung als wirtschaftlich-politische Weltmacht in Gefahr und bestärkte jene Macht, der wir uns überordnen wollten, England, das zu erreichen, was seit langem sein Bestreben war, die Mittelmeerländer einander näherzubringen."

Das wird niemand sachlich widerlegen können; — was Marokko anlangt, so war das Verfahren nur gerechtfertigt, wenn man bereit war, die Konsequenzen bis zum äussersten zu ziehen, — und ich möchte nur hinzusetzen, dass neben dem persönlichen Regiment und den traurigen Leistungen unserer Diplomaten eben die Machtlosigkeit zur See einer der Hauptgründe für die Fehlerhaftigkeit dieser ganzen Politik war. Jene Weltpolitik, die wir seit anderthalb Jahrzehnten treiben, hatte als Basis nur hochfliegende, leider in Worte gefasste Pläne und ein papiernes Flottenprogramm. Beide hat man ohne Unterlass gepriesen und preist sie noch, entweder bona fide, weil das sachliche Verständnis und Interesse nicht vorhanden ist oder mala fide, zur Verherrlichung der kaiserlichen Persönlichkeit. Das beste an der Sache ist, dass die byzantinischen Blätter die Vorwürfe, welche der Regierung zu machen wären, auf die unabhängig nationalen Richtungen übertragen, obgleich gerade hier auf die Notwendigkeit konsequenten Handelns mit der Grundlage militärischer Macht hingewiesen wird und man eine basislose Weltpolitik stets als Utopie verworfen hat. Selbst mit der mächtigsten Flotte wird Deutschland stets Festlandmacht bleiben und müssen die Wurzeln seiner Kraft im Kontinent liegen. Hier hat es die Vorherrschaft, die früher vorhanden war, wieder anzustreben und dabei kann ihm die Flotte, auch wenn man die weitesten Perspektiven ins Auge fasst, nützlich und unentbehrlich sein. Eine unsägliche Verwirrung hat das Schlagwort von der Weltpolitik in den Köpfen angerichtet und ein grosser politischer Fehler war, es als Agitationsparole für die Flottenver-

mehrung in die Oeffentlichkeit zu werfen. Mit wahrer Wut haben sich Byzantiner und gut Gläubige darauf gestürzt, dem Grössenwahn in Deutschland und im Auslande allgemeine Beunruhigung gesät. Hätte man von Anfang an nüchtern nur den Gesichtspunkt der Verteidigung festgehalten, so wäre alles anders geworden und gleichwohl dieselben Ergebnisse hinsichtlich der Flotte zu erreichen gewesen.

Der „weitschauende Blick und die feste Hand am Steuer" sind zum festen Inventar jeder „patriotischen" Rede und jedes byzantinischen Leitartikels geworden. Und wenn von Misserfolgen die Rede ist, wenn abfällig kritisiert wird, dann denkt man, das sei alles nicht so schlimm, denn es sei doch der weitschauende Blick und die feste Hand am Steuer vorhanden. Wo aber das Missverhältnis zu gross erscheint, da wendet sich die innere Opposition gegen die Person des Kaisers, während doch zumal die Byzantiner sie verdienen. Den Kaiser müssen wir als etwas Unabänderliches betrachten. Ihm hat die Natur nicht die Gabe verliehen, schweigend zu handeln und wie Shakespeare sagt, dem Gedanken, den er hegt, nicht Zunge zu geben. Das kann nur durch Einwirkung von aussen auf ihn anders werden.

Es macht beinahe den Eindruck, als ob die Anzahl der Feste und Ansprachen im quadratischen Verhältnis der politischen Misserfolge und Enttäuschungen wächst. Auch das lässt sich aus der Persönlichkeit des Kaisers heraus gut verstehen und es ist ungerecht, deswegen sich gegen ihn zu ereifern. Wo aber sind diejenigen, welche hier ändern könnten und müssten, wo eine durchweg sachliche und vaterländische Presse? Man kann die Wahrheit nicht oft genug wiederholen, dass Kaiser Wilhelm II. den Beifall des Volkes finden will und weit davon entfernt ist, es auf einen Konflikt allgemeiner Natur, sei es im

persönlichen oder politischen Sinne, ankommen lassen. Wir haben schon früher gesehen, dass er in Fällen, wo sich ihm ein beträchtlicher Teil der öffentlichen Meinung fest entgegenstellte, er öfters Pläne und Vorlagen, zumal solche, die ihm, wie der Zedlitzsche Schulerlass, mehr aufgedrängt waren, wieder zurückzog. Ebenso liess er sich schon zu Dingen treiben. Zu beidem ist natürlich nötig, dass ihm ein solcher Teil der öffentlichen Meinung bedeutend zu sein scheint.

Wir haben keinen Grund, auf den deutschen Reichstag stolz zu sein, jedenfalls nicht als Ganzes, aber die Besprechung der aus persönlichem Regiment und Byzantinertum erwachsenden Verhältnisse muss den Blick auf diese gesetzgebende Körperschaft lenken. Man kann ohne weiteres sagen, dass erstere sich nicht so weit hätten entwickeln können, stände das politische und im besonderen das nationale Gesamtniveau des Reichstages höher. Das kann man bedauern, es bleibt aber ein Trost, dass der Reichstag keine Person mit unabänderlichem Charakter ist und Besserung gehofft werden kann. Schlimmer ist hinsichtlich einer Stellungnahme des Reichstages gegenüber den kaiserlichen Reden, dass eine grosse Partei ausgesprochen antimonarchisch ist. Aus diesem Grunde kann man das Prinzip des jetzigen Reichstagspräsidenten: kaiserliche Reden nur dann zur Diskussion zuzulassen, wenn sie im Reichsanzeiger veröffentlicht sind, nicht ohne weiteres verwerfen, allerdings kann man es auch nicht gut heissen. Alles käme an auf die Wirkung, welche eine solche Diskussion im Lande hervorriefe, und es ist wohl möglich, dass diese ein brauchbares Mittel gegen sozialdemokratische Pöbelhaftigkeit werden könnte. Der andere Punkt ist das Ausland, und da muss man sagen, dass es höchst bedauerlich ist, wenn deutsche Misstimmungen auf öffentlichem Forum von Volksvertretern verhandelt werden, aber es wäre doch

wohl als das kleinere Uebel zu betrachten. Der Vorteil, durch eine sachliche Diskussion der kaiserlichen Reden usw., ein beständiges Gegengewicht zu schaffen, wäre jedenfalls viel grösser, als der Nachteil, dass man vor dem Auslande auf diese Weise eine Misstimmung zugibt. Man darf auch nicht vergessen, dass das Ausland nicht einer Reichstagsverhandlung bedarf, um darüber orientiert zu sein, was bei uns vorgeht und wie die Stimmungen sind. Gerade als Gegengewicht, als Mittel, solche öffentliche Aeusserungen des Kaisers nach Möglichkeit zu mässigen, würde ihre Beurteilung im Reichstage ratsam sein, selbstverständlich nur, wo öffentliche Interessen den Gegenstand gebildet haben. Die Frage des Nutzens oder Schadens muss das Kriterium bilden. Es ist aber falsch, wenn Zeitungen sagen, eine Besprechung der kaiserlichen Reden im Reichstage müsse deswegen gestattet sein, weil der Kaiser sich in den Kampf der Meinungen selbst hineinstelle. Das sagt ungefähr dasselbe, wie, wenn bei Spielen die eine Partei sagt: „Du hast die Regeln ausser acht gelassen, jetzt will ich es auch tun." — Eine weitere wohltätige Folge könnte sein, dass gerade die nationalen Parteien im Reichstage sich mehr auf die Rolle besinnen, die sie eigentlich schon lange hätten spielen müssen, dass sie nicht Schweigen als höchste patriotische Pflicht ansehen; damit würde u. a. auch den Sozialdemokraten das Monopol entzogen, gerade die höchsten politischen Fragen allein zu besprechen. Jetzt hat man den Eindruck, als ob dieser Gegenstand eigens den verbitterten Vertretern der Halbbildung vorbehalten wäre. Selbstverständlich würde das akkreditierte und selbständig arbeitende Byzantinertum sich aufs äusserste dagegen wehren, man würde wieder die alten Ladenhüter erscheinen sehen: Vom Recht persönlicher Meinungsäusserung des Kaisers, von unfruchtbarer Reichsverdrossenheit an Stelle arbeitfreudiger Gefolgschaft,

von der Durchbrechung geheiligter Prinzipien und geflissentlicher Verminderung des öffentlichen Ansehens der Krone; vielleicht fände man sogar noch etwas neues. Am meisten würde wohl der letzte Punkt öffentlichen Widerhall finden und es ist auch der einzigste, der in Betracht kommt. Aber auch da muss man sagen, dass die jetzigen Verhältnisse tatsächlich auf eine Verminderung des Ansehens der Krone hinführen. Vor allem dürfen wir uns der Wahrheit nicht verschliessen, dass eine Verminderung dieses Ansehens bereits eingetreten ist. In wie hohem Masse, das zeigt sich nicht jeden Tag, könnte aber einmal in einer Weise hervortreten, die viele in Erstaunen setzte. Gerade deswegen also möchte ich auch eine öffentliche Auseinandersetzung im Reichstag für gesünder halten, als den verbissenen Aerger, wie er sich im Privatgespräch oder nur in den Zeitungen äussert; ein Aerger, der auch leicht ungerecht wird und geneigt ist, unverbürgtem Klatsch mehr Wichtigkeit beizumessen, als er verdient. Endlich wäre es ein Mittel gegen die Arbeit des Byzantinismus, wenn namhafte und ernsthafte Leute im Reichstag über die Dinge reden. Voraussetzung muss naturgemäss sein, wie schon angedeutet wurde, dass man nicht den Sozialdemokraten oder dem Freisinn das Reden überlässt und selbst aus vermeintlichem Patriotismus oder aus „monarchischer Gesinnung" heraus schweigt. Dem Byzantinertum würde viel Boden entzogen werden, der Reichstag könnte an Ansehen und Einfluss nur dabei gewinnen. Der Kaiser würde sehen, dass sich ihm ein politischer Faktor unüberwindlich entgegenstellt und sich dem anbequemen und darum in der Tat auf nationale Gefolgschaft in viel höherem Masse als bisher rechnen können. Sein eigenes Ansehen würde durch den verstärkten Ausdruck, er sei nicht ein ausserhalb des Reiches stehender Faktor, sondern der an erster Stelle Stehende und mit dem Ganzen in Wechselwirkung Verbundene, nur gewinnen.

Grundbedingung positiver Beantwortung der Frage müsste unter allen Umständen sein, dass die Sachlichkeit bei der Auseinandersetzung gewahrt bleibt und nicht sich ein persönlicher Ton hineindrängt. Das erscheint aber sehr wohl möglich, wenn der Präsident seine Aufgabe richtig auffasst. Er darf ebensowenig Byzantiner sein, wie sich von vorneherein in stiller Opposition gegen die Person des Kaisers befinden. Wie die Verhältnisse augenblicklich liegen, brauchen wir die letztgenannte Möglichkeit kaum zu fürchten. Es ist ja bekannt, dass Graf Ballestrem kein Jahr vorübergehen lässt, ohne in den allerhöchsten Tönen den Preis der kaiserlichen Person zu singen und in tiefster Ehrfurcht vor ihr zu ersterben.

Die Regierungsvertreter haben bisher in ihren Aeusserungen über den Kaiser ziemlich ungeschickt gewirkt. Am ungeschicktesten in neuerer Zeit war der Staatssekretär des auswärtigen Amtes, er kam mit der alten Ausrede: Der Kaiser habe ebensogut wie jeder Staatsbürger das Recht der freien Meinungsäusserung. Es ist nicht nötig, dies ausführlich zu widerlegen; der Kaiser bleibt immer Kaiser, ein „ausser Dienst" gibt es für ihn nicht und seine Worte haben stets dasselbe Gewicht. Diese Art der Auffassung, oder jedenfalls, sie zu zeigen, ist aber besonders beliebt. Man findet wahrscheinlich, dass sie an die burschikos treffende Redeweise Bismarcks erinnert, denkt vielleicht an sein bekanntes Wort, als im Reichstag jemand ihm sagte, das Volk denke in irgend einer Weise anders; worauf Bismarck anwortete: Er gehöre ebensogut zum Volk wie jeder andere. Solche Nachahmungen klingen forsch und „bismärkisch". Von der schon erwähnten Neigung, die politischen Handlungen oder Unterlassungen des Kaisers auf ein anderes, hauptsächlich das persönliche Gebiet überzuspielen, gibt ein vorzügliches Beispiel das bekannte Wort des Fürsten Bülow bei der Besprechung der

Swinemünder Depesche im Reichstag. Er sagte, man möge vom Kaiser denken wie man wolle, aber ein Philister sei er nicht. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit der Reichskanzler auch hier die Redeweise Bismarcks kopieren wollte. Im übrigen tut er das ja zuweilen gern. Im Hinblick auf die Sache aber war eine unangebrachtere Bemerkung wohl kaum denkbar. Ob der Kaiser ein Philister ist oder nicht, kann politisch durchaus nicht in Betracht kommen, ebensowenig die Stärke seiner Individualität, seine Impulsivität und was dieser Bezeichnungen noch mehr sind. Man kann durchaus der Ansicht sein und es für unschädlich halten, dass gelegentlich auch auf diese Dinge hingewiesen wird, nur darf nicht vergessen werden, dass sie mit einer rein politischen Beurteilung einer Sache auch nicht das Allergeringste zu tun haben; möglich, dass solche Bemerkungen oben für ein Zeichen edlen Freimuts gehalten werden, weil sie von der herkömmlichen Form abweichen. Die Nichtbyzantiner im Lande mussten sich aber fragen: zu welchem Zweck sagt der Kanzler das, welchen Eindruck will er damit erwecken? — Er stand im Reichstage Rede und Antwort, um jene Depesche zu verteidigen oder wenigstens zu motivieren. Politisch war ihm weder das eine noch das andere möglich, und so spielte er die Sache mit neckischem Bonmot auf das Persönliche über. Unter den Byzantinern des Landes herrschte grosse Freude über die mannhaften und offenen Worte des Kanzlers. Man las seine Rede mit selbstzufriedenem Behagen und dachte, da sei doch mal jemand aufgestanden, der „frei und offen" auf die menschlichen Vorzüge des Kaisers hingewiesen habe und dabei furchtlos durchblicken liesse, dass er selbst den Kaiser für einen Menschen wie die andern hielte. Es soll hier nicht darüber gestritten werden, ob die Eigenschaft, welche die moderne Zeitungssprache beim Kaiser als Impulsivität bezeichnet, zutrifft; auffallen-

derweise haben auch die zahlreichen Verehrer Bebels im bürgerlichen Lager das Wort auch auf diesen Propheten verlogener Halbbildung übertragen. Impulsivität k a n n rein menschlich Triebfeder für viele edle und schöne Handlungen sein und in dem Sinne ein Epitethon ornans für den Betreffenden bilden. Dass sie für einen Politiker aber unter allen Umständen, wie hervorragend auch seine sonstigen Gaben sein mögen, ein schweres Impedimentum bildet, ist, auch rein theoretisch betrachtet, klar. Im praktisch-politischen Leben kann unter Umständen eine impulsive Aeusserung am Platze sein, aber ein solcher Fall wird immer zu den Seltenheiten gehören; veranlasst sie aber der politische Instinkt, so ist d i e Impulsivität, wie man sie bei uns häufig versteht, schon nicht mehr vorhanden. Natürlich bleibt die Anlage dieselbe, ihre Richtung und Aeusserung kann wechseln.

Worin zeigt sich denn der Wert des Staatsmannes und Staatenlenkers? In der geistigen Begabung, in der Gewalt der Rede, im Schwung der Phantasie, in der Beweglichkeit der Intelligenz, in der Reinheit des Wollens allein, der Ehrenhaftigkeit oder der Tiefe des Gemüts? Das wird wohl niemand behaupten wollen. Tritt ein Beamter, dem mit Recht alle möglichen Gaben und Talente nachgesagt werden, eine schwierige und verantwortliche Stellung an, so werden weder seine Vorgesetzten noch Untergebenen, noch die in seinem Wirkungskreis befindlichen Personen sich mit diesem Bewusstsein genug sein lassen, sondern ihn lediglich nach seinen Amtshandlungen und der Festigkeit des Charakters beurteilen. Friedrich Wilhelm IV., den wir in dieser Hinsicht keineswegs mit unserm jetzigen Kaiser vergleichen können, — denn trotz einiger oben angedeuteten Anklänge sind die Charaktere sehr verschieden, — war ein reich begabter Monarch. Er wurde in eine Zeit hineingeboren, der er als König nicht gewachsen war. Ver-

sucht man sich vorzustellen, dass er als Sohn Friedrichs III. vor 18. Jahren den Thron bestiegen und ein grosses Kapital an Macht und Ansehen vorgefunden hätte, so kann wohl kaum ein Zweifel sein, dass auch wir ihn eine Zeit lang unter dem Eindruck seiner persönlichen Gaben, als König sehr hoch geschätzt hätten. Wie urteilt man aber heute über ihn, wer hält es noch der Erwähnung wert, dass er ein geistreicher Mann war, — Humboldt sagte: „er ist doch unser aller Meister" —, dass er eine grosse Allseitigkeit und Tiefe der Bildung besass, einen künstlerischen Geschmack, wie wenig Fürsten? Die Geschichte hat all diese Vorzüge früh begraben, denn er war politisch unfähig. Wo wir auch in ihr forschen, führt sie unpersönlich denselben Beweis, den wir hier zu führen versuchen, dass nämlich der Fürst in seinem Wert als solcher lediglich nach seinen politischen Erfolgen zu beurteilen ist. Hasse sagt in seinem Werk: „Deutsche Politik": „Auch wir monarchisch gesinnten deutschen Männer des 20. Jahrhunderts müssen uns allmählich daran gewöhnen, die Staatsverhältnisse weniger unter dynastischen und höfischen Gesichtswinkeln zu betrachten als vielmehr vom erhabenen Standpunkt des Volkstums aus". Gewiss, aber dies Wort scheint heute noch vielen ein ketzerisches, die Geschichte hingegen hat es schon längst und immer als selbstverständlich befolgt. Sie zeigt uns nur die Leistung des Herrschers und tut, wenn diese gross und tüchtig war, vielleicht noch einige persönliche Züge hinzu, als Mittel, ihn uns nicht nur bewundernswert, sondern auch sympathisch zu machen. Das sind aber dann solche des Gemüts, während die einfache geistige Begabung durchweg in den Abgrund der Vergessenheit sinkt, wenn sie sich nicht zum realen Vorteil des Ganzen bemerkbar machte; der Charakter und, aus ihm erwachsend, die Tat bleibt leben. Sicherlich sind alle Gaben des Herr-

schers, auch wenn sie nicht direkt in die Linie seines Berufs fallen, unter Umständen sehr wirksame Mittel, um ihn in Ausübung des letzteren zu unterstützen, aber nur dann, falls die kardinalen Herrschereigenschaften vorhanden sind. Nach einer andern Seite hin bietet König Eduard VII. von England ein höchst auffallendes Beispiel. Solange er Prinz war, gab es wohl keinen Fürsten, der weniger geachtet in der Welt war, als er, und hauptsächlich die deutschen Moraltanten konnten sich nicht genug in Abscheu und Entrüstung tun, deren Grund sein Privatleben bildete, das uns wahrhaftig wenig anging. Er wurde König und man übertrug dieselben Gesinnungen auf ihn. Als blutdürstiger Schlächter wurde er verschrieen, obgleich er von Anfang an danach trachtete, den ohne sein Zutun begonnenen Burenkrieg möglichst schnell zum Ende zu bringen. Die nächsten Jahre seiner Regierung haben dann gezeigt, dass er über eminente politische Begabung verfügt, und wir Deutschen empfinden am eigenen Leibe, welche Erfolge er in den wenigen Jahren erzielt hat. Wo ist jetzt der moralische Abscheu, wo die souveräne Verachtung geblieben? — Nein, wir freuen uns sicher mit Recht über viele schöne menschliche Eigenschaften des Kaisers, sein Familienleben und den kräftigen, hoffnunggebenden Nachwuchs. Aber diese Dinge mit der Beurteilung seiner Tätigkeit als Herrscher zu vermischen, die Gefühle auf sie zu übertragen, geht nicht an. Wo es geschieht, hat man es durchweg mit bewusstem, oder aus Erziehung und Gewöhnung erwachsenen unbewussten Byzantinismus zu tun. Es bedeutet einen Mangel an der Achtung, die man Wilhelm II. als deutschem Kaiser schuldig ist, und ihm selbst würde es sicher gegen den persönlichen Stolz gehen, wenn er wüsste und erkennte, dass und weshalb man sich solcher Mittel und Argumente bedient.

Ausländische Vertretung.

Will man vom Byzantinismus reden, so bedarf bedauerlicherweise die politische Vertretung im Auslande eines besonderen Kapitels. Als der augenblickliche Botschafter in den Vereinigten Staaten seinen „2 Metersprung" dahin machte, wusste er sich vor Freude nicht zu fassen, er wurde des Gottes voll, liess sich fleissig interviewen und erklärte, jetzt würde für die deutsch-amerikanischen Beziehungen eine Glanzzeit anbrechen; dabei tat er auch jenen schönen und berühmt gewordenen Ausspruch von den „antiquierten" Anschauungen eines früheren Regimes. Uebrigens ist, ganz ernsthaft gesprochen, seitdem das Wort „antiquiert" wieder modern geworden. Man findet es speziell in „hochpolitischen" Leitartikeln. Im übrigen muss man jene Jubelhymnen des neugeschaffenen Botschafters logisch verstehen: Er hatte bisher auf einem nicht bedeutenden und ungesehenen Posten im Auslande gestanden. Der Kaiser holte ihn aus diesem Dunkel heraus und setzte ihn an einen der wichtigsten Posten, äusserte also damit die Ansicht, dass der neue Botschafter bisher nicht nach seinen Fähigkeiten beschäftigt gewesen sei. Darauf quittierte der letztere denn mit dem Weihrauch: Es soll den nicht gereuen, der mich erhöht hat, denn ich werde ein goldenes Zeitalter heraufführen! Ausserdem erachtete er günstig für seine Einführung, wenn er sein Missfallen und seine Geringschätzung Bismarckscher Anschauungen als

antiquiert der staunenden Welt offenbarte. — Man ist in Deutschland ja in diesen Dingen wenig kritisch und pflegt noch weniger zu fragen, was für Leistungen ein plötzlich aus dem Dunkel hervorgeholter Diplomat aufweisen kann, was er überhaupt für ein Mann ist. Ja es ist Gewohnheit, neue Botschafter speziell mit Lobgesängen zu begrüssen, zumal wenn man nachweisen kann, dass sie keiner altadligen oder diplomatischen Familie entstammen. Auch Bismarck hat wenig gefragt, wo er die Leute, denen er sein Vertrauen schenkte, hernahm, wenn er sie selbst sich angesehen hatte. Vielleicht stammt die allgemeine Indifferenz hinsichtlich der Besetzung unserer Botschafterposten noch aus der Bismarckschen Zeit, wo man im allgemeinen wusste, dass der rechte Mann an die rechte Stelle kam. Das alles ist reichlich ein halbes Menschenalter her und so könnte man sich jetzt füglich etwas mehr, ja überhaupt darum kümmern, wozu denn ein Botschafter da ist. Bei uns scheint man zu glauben, mit der Repräsentation sei es völlig genug; man schickt ja auch bei der Behandlung schwieriger politischer und diplomatischer Probleme den Botschaftern jüngere Hilfskräfte, wie wir dies vor noch nicht langer Zeit erlebt haben.

Was das Verfahren des genannten deutschen Botschafters in den Vereinigten Staaten anlangt, so konnte man seine Einführung nur als Mischung beinahe naiv klingender Ruhmredigkeit und groben Byzantinismus bezeichnen. Immerhin wartete man mit einer gewissen Spannung auf den Eintritt des goldenen Zeitalters für die deutsch-amerikanischen Beziehungen; dann wäre ihm sicher seine Ruhmredigkeit und Eitelkeit nicht nachgetragen worden. Auch hierüber spricht sich Bismarck in dem Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen" von den Ressorts aus, und sagt, er habe bei Vorhandensein eminenter Begabungen, wie beim Staatssekretär v. Stephan, gegen

Auswüchse der Eitelkeit, mit denen solche Naturen erfahrungsmässig hypothekarisch belastet seien, stets nach Möglichkeit Rücksicht geübt. — Politisch sind wir mit den Vereinigten Staaten kaum weiter gekommen und manche Illusionen hat — glücklicherweise — ihr Verhalten in wirtschaftlichen Fragen zerstört. Man mag erinnern an Abmachungen, die hinsichtlich der deutschen Handelsflotte in einem deutsch-englischen Kriege mit den Vereinigten Staaten getroffen sind. Nun, Einzelheiten sind nicht bekannt, aber im wesentlichen dient jenes Abkommen dem amerikanischen Vorteil. Allerdings, Geschenke des deutschen Kaisers sind nach vieler Mühe und nicht gerade erhebenden öffentlichen Erörterungen über den Ozean gebracht worden und werden jetzt in unwürdiger Weise behandelt. Was der Botschafter aber neu eingeführt hat, das ist eine Reklame für seinen Souverän, wie sie bisher noch nicht dagewesen ist und zu der sich früher kein deutscher Staatsmann hergab. Es würde leider viel zu weit führen, seine zahlreichen Reden hier wörtlich anzuführen. Die Zeitungen haben sie ja verbreitet und alles in allem kann man nur daraus sehen, dass der Botschafter unentwegt, ob die Gelegenheit nun für eine Anknüpfung passte oder nicht, mit den überschwänglichsten Ausdrücken erklärt, der deutsche Kaiser sei nicht nur die grösste universale Intelligenz auf der Welt, sondern vor allem ein „moderner Mann" in des Wortes verwegenster Bedeutung. Wir hören ferner all die alten lieben Redensarten aus dem eisernen Bestand auch der ausländischen Byzantiner. Der Kaiser sei die Seele der deutschen Industrie und ihre treibende Kraft, er beherrsche die Technik, alle bildenden Künste und die Musik mit gleicher Meisterschaft, sei der hervorragendste Repräsentant der Monarchie auf der Welt usw.; es gibt nichts, worin der Kaiser nicht unbedingte Meisterschaft besitzt. Wir wissen, dass der Präsident Roosevelt, der gern und

viel redet, diesem Talent vorwiegend in Deutschland den Nimbus enormer Grösse verdankt. Worin wurde er bei uns nicht als Muster bezeichnet? Weil der Kaiser es für nötig und richtig erachtet hat, persönliche Einwirkung auf den Präsidenten zu versuchen und aus seiner Hochschätzung für ihn kein Geheimnis macht, so wird der amerikanische Präsident selbstverständlich auch für den deutschen Byzantinismus ein anbetungswürdiger Gegenstand. Er ist eine Siegfriedgestalt, ein moderner Herrscher, und, was die Hauptsache ist, der einzige Mann auf der Welt mit dem deutschen Kaiser kongenialen Zügen. Auch „echt-deutsche" Züge findet man natürlich zahlreich bei ihm. Und was in die Schablone nicht hineinpasst, schiebt man mit wohlwollendem Lächeln auf das „amerikanische"; das ist ja bei uns auch modern und hoch im Preise. Natürlich liebt der Präsident Deutschland über alles und beweist das seinen Interviewern jedesmal aufs neue mit der Bemerkung dass er das Nibelungenlied gelesen habe. Ganz ausser uns vor Freude sind wir aber, wenn der Präsident über das deutsche Element in den Vereinigten Staaten Lobendes und Anerkennendes sagt. Eigentlich höchst merkwürdig, denn sonst kümmern wir uns doch nicht so sehr viel um die Deutschen im Auslande, selbst wenn sie in europäischen Nachbarländern sitzen; andererseits sieht gerade der Amerikadeutsche wohl am allerwenigsten von den Auslandsdeutschen mit Solidaritätsgefühlen nach dem Deutschen Reiche, wir dagegen sind hier ganz gerührt, wenn dort irgend eine Liedertafel ihr Wesen treibt. In maritimen Fragen wird der amerikanische Präsident sogar regierungsseitig als Autorität genannt, er hat ja auch ein Reiterregiment geführt und Agitationsreden gehalten, muss es also wohl wissen. Mit höchster Achtung, ja beinahe einer zärtlichen Bewunderung, äussern wir uns in Deutschland über den von Roosevelt ausgehenden „kraftvollen Imperia-

lismus"; für Deutschland ist dieser allerdings ein Gnadengeschenk des Himmels! Der Präsident ist in seinen Antworten auch nicht verlegen, zumal wenn es sich darum handelt, den Mund recht voll zu nehmen; um so voller nimmt man ihn bekanntlich nach historischer Gewohnheit, je weniger man Gelegenheit oder Lust hat, sich durch Taten angenehm zu machen. Bei Deutschland ist es ja bequem, wir nehmen die Worte viel lieber. Wir sind dankbar für jeden Brocken, den die bewunderte, „urwüchsige und glänzende" Persönlichkeit zu uns hinüberredet. Wie diese Dankbarkeit sich äussert, wie die Worte des Präsidenten verabreicht werden, das mag der folgende Passus aus einem deutschen Jahresüberblick über die grosse Politik zeigen:

„Im April dieses Jahres endlich hat Präsident Roosevelt, wie noch in frischer Erinnerung steht, nach Unterzeichnung der Akte von Algeciras erneut den Gefühlen aufrichtiger Freundschaft für das Deutsche Reich und Volk Ausdruck verliehen, indem er in einer Ansprache an den Newyorker Verein deutscher Reserveoffiziere und eine Deputation des deutschen Kriegerbundes erklärte: „Es sollte unsere beiderseitige Aufgabe sein, die engen Bande, welche Deutschland und Amerika verbinden, immer fester zu knüpfen. Ich erblicke darin eine Hauptaufgabe unserer Diplomatie umsomehr, als nirgends auf der Welt grössere Bewunderung für Deutschland und seinen erhabenen Herrscher gehegt wird, als hier bei uns. Ich schweife kaum zu weit ab, wenn ich durch Sie, Herr Botschafter, dem Deutschen Kaiser und dem deutschen Volke zu den Errungenschaften in Algeciras gratuliere. Uns Amerikaner betrafen die Verhandlungen nur insofern, als wir gleiches Recht für alle wünschten. Dafür trat zuerst Deutschland ein und setzte die Anerkennung dieses Rechtes schliesslich durch. Ich darf mit der ganzen Menschheit wohl zum Schluss den Wunsch auf ein dauerndes Einvernehmen zwi-

schen dem mächtigen Kaiserreich Deutschland und der mächtigen Republik Frankreich aussprechen." Diese aussergewöhnliche Kundgebung muss vor allem nach ihrer Absicht beurteilt werden, die wohl dahin ging, ausser den sehr warmen Sympathien für Deutschland, sein Volk und sein Heer auch die Unterstützung des von Deutschland in der Marokkofrage eingenommenen Standpunktes durch die Vereinigten Staaten noch einmal nachdrücklich zu betonen und zu begründen. Angesichts der mancherlei Bestrebungen, die in der Welt umlaufen, die grösseren Mächte gegen Deutschland zu koalieren, ist diese Stellungnahme des Präsidenten der Vereinigten Staaten nicht ohne Bedeutung für den Ausblick in die nächste Zukunft."

Sieht man sich diese Sätze genauer an, so ist mit dem besten Willen nichts handgreifliches darin zu finden. Welches sind die engen Bande, die noch enger geschlungen werden sollen? Die amerikanische Politik hat uns davon bisher nichts merken lassen. Völlige Phrase und in der Hauptsache unrichtig ist der folgende Satz. Unter „bei uns" muss notwendiger Weise die Bevölkerung der Vereinigten Staaten verstanden werden, aber kein Aufrichtiger kann behaupten, dass unser Kaiser sich in den Vereinigten Staaten einer ausnahmeweise grossen Bewunderung erfreue. Der Glückwunsch zu den „Errungenschaften" von Algeciras klingt uns wie ein Hohn, und dass der Präsident diese Worte und Wendungen wählte, ist nur ein Zeichen dafür, wie er uns einschätzt. Der Schluss endlich, den der Verfasser anfügt, ist ebenfalls charakteristisch, vermutlich will er nicht zu den Schwarzsehern gehören. Zugleich ist der ganze Passus ein Schulbeispiel diskreten oder, um uns des jetzt für alles und jedes angewandten Modewortes zu bedienen, „vornehmen" Byzantinismus, der allerdings dem Präsidenten der Vereinigten Staaten nur als Mittel dient, natürlich unter der Maske hochpolitischer Weisheit. So etwas wirkt schlim-

mer und nachhaltiger als irgend ein Artikel im Berliner Lokalanzeiger oder der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Man beachte übrigens besonders darin, wie der Verfasser Wert darauf legt, die Persönlichkeit des amerikanischen Präsidenten in den Vordergrund zu stellen, damit pflichtet er nämlich implizite der Auffassung des deutschen Kaisers vom Herrentum bei. —

Wir kehren zu unserem Botschafter zurück. Es ist nicht glaublich, dass ein Mann, der lange im diplomatischen Dienst steht und einen normalen Verstand besitzt, der Ueberzeugung sei, mit dem Massenverbrauch an sich schon wenig appetitlicher Phrasen und Proskynesen dem Deutschen Reich wirklich nützlich zu sein. Wäre dies denkbar, so müsste man natürlich zugeben, dass die Anwendung auch so unsympathischer Mittel richtig und angebracht sei. In den Zeiten der Kabinettspolitik und heute noch bei wilden Völkerschaften, hat solche Behandlung ad hominem oft zum Erfolge geführt. Auch das Deutsche Reich hat alle Ursache, einem solchen Vorgehen gegenüber auf der Hut zu sein, wie die Erfahrung zeigt. Eine „Politik" mit doppeltem Boden ist es ausserdem, wenn der deutsche Vertreter in den Vereinigten Staaten seine schwülstigen Reden in majorem gloriam des eigenen Herrschers hält. Will er wirklich die einfachen und naiven Bewohner der Vereinigten Staaten überzeugen, der deutsche Kaiser sei ein so überragendes und universales Genie, dass ihnen nichts anderes übrig bleibt, als sich seinem Willen gehorsam und widerspruchslos zu fügen? Diesen Kinderglauben setzen wir selbst vom Botschafter nicht voraus. Aus dem Munde eines Botschafters wirkt diese nicht gerade feine Schmeichelei doppelt schädlich. Sie blendet nicht die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten, sondern vielmehr die Deutschen. Sie macht sich in den Vereinigten Staaten selbst lächerlich und

gefährdet die Achtung vor der Politik und dem System, das er zu vertreten hat. Den Beinamen Specky trägt der Botschafter nicht umsonst. Es ist charakteristisch, dass dieser Kosename nicht nur für den Privatgebrauch des Präsidenten dient, sondern von der amerikanischen Presse adoptiert ist. Dass das Ansehen der deutschen Botschaft auch denen anderer Staaten gegenüber nicht zugenommen hat, bedarf keines Beweises, und wer es nicht glaubt, kann sich leicht darüber informieren.

In derselben „modernen" Weise arbeitet unser Botschafter in England, auch er hält es für den wichtigsten Teil seiner Tätigkeit, den Engländern die einzigartigen Eigenschaften und die Herrschertugenden des deutschen Kaisers zu rühmen, ja sie in einer Weise, — ich finde keinen andern Ausdruck, — „anzupreisen", die ebenso zwecklos wie unangemessen ist. Dazu ist ja bekannt, dass kein Volk der Phrase unzugänglicher ist, als die Engländer, und es gehört schon ein hoher Grad von Kurzsichtigkeit und Eitelkeit dazu, um zu glauben, dass im Lande des matter of fact solche Dinge Eindruck machten. Ein ganz hübsches Gegenstück bietet die von Bismarck angeführte Redensart Gortschakoffs: L'empereur est fort irrité; darauf anwortete Bismarck: Eh, le mien donc. Eine Redensart, welche mit dem Zorn des Souveräns droht, kann aber immer noch einen greifbareren Hintergrund haben, als eine, die nur, und zwar gewohnheitsmässig, in den höchsten Tönen lobsingt.

Man kann vielleicht einen Teil dieser epidemischen Rederei unserer auswärtigen Vertreter auf die moderne deutsche Wortfreudigkeit schieben, ebenso, wenn sie weit über den Superlativ hinausreden, wo ein schlichter Positiv schon reichlich wäre. In der Hauptsache ist es aber doch ein rein persönlicher Byzantinismus. Beschränkte sich dieser in seinen Wirkungen auch auf das rein Persönliche,

so könnte man sagen: habeat sibi, möge er die Früchte seines edlen Strebens geniessen. Einem Botschafter aber geht es wie der Stadt, so auf einem Berge steht: sie mag nicht wohl verborgen bleiben. Man kann ihn in diesem Falle vergleichen mit Parlamentsrednern, die auf einen Erfolg im Hause nicht rechnen, sondern von Anfang an zum Fenster hinausreden. Sie hoffen auf einen Widerhall ihrer Worte an anderer Stelle. Auch im gewöhnlichen Leben begegnet man häufig der Erscheinung, dass Lobreden auf den Brotherrn das Korrelat persönlicher Unfähigkeit bilden und im neuen Deutschen Reich bestätigt die Erfahrung nicht allzu selten, dass gerade solche hohe Beamte, deren öffentliche Tätigkeit beinahe ausschliesslich in Lobgesängen auf den deutschen Kaiser besteht, sich weder durch geschäftliche Tüchtigkeit, noch durch Fleiss auszeichnen. Abgesehen von dem allen ist diese Methode auch denkbar undiplomatisch, denn sie rechnet, wenigstens scheinbar, mit Schwächen der betreffenden Männer, welche nicht vorhanden sind. Die wenigen alten Diplomaten der Bismarckschen Schule wenden sie auch nicht an und werden wahrscheinlich nicht begreifen, wie ein Diplomat sich zu Dingen hinreissen lassen kann, die der einfachste Menschenverstand ausschliessen sollte, die dazu noch ebenso taktlos wie geschmacklos sind.

So liegt es denn nahe genug für die Staatsmänner und Presse der betreffenden fremden Staaten, den Schluss zu ziehen, dass die deutschen Geschäftsträger ihre moderne Methode für ein wirksames diplomatisches Kampfmittel halten. Es ist kaum ein Zufall, ich habe darauf schon beim Beispiel Roosevelt hingewiesen, dass in der auswärtigen Presse, wenn man die deutsche öffentliche Meinung gutstimmen oder in Sicherheit einwiegen will, oder aus andern Gründen gut findet, sanfte Saiten aufzuziehen, die gröbsten Schmeicheleien an die Adresse des Deutschen

Kaisers gerichtet werden. Das konnte man noch vor kurzer Zeit gelegentlich der Wallfahrten unserer Bürgermeister und nachher der Journalisten nach England beobachten. Die Byzantinerpresse war voll freudiger Genugtuung und erzählte mit grosser Wichtigkeit, welche prominenten Engländer jetzt wieder den glänzenden Eigenschaften des deutschen Kaisers volle Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen. Hält man dagegen alle pöbelhaften Beschimpfungen und Beleidigungen der englischen und amerikanischen Presse und die ironischen Bemerkungen englischer Staatsmänner über den Kaiser, wenn ihnen die deutsche Politik nicht behagte, so kann, wer auch nur ein wenig nationalen Stolz besitzt, dies dick aufgetragene Lob nur als taktlos und beleidigend empfinden. Es enthält eine denkbar geringe Einschätzung der deutschen öffentlichen Meinung und unseres Nationalgefühls. Um so beschämender ist, dass ein Teil dieser öffentlichen Meinung sofort und freudig darauf reagiert und sich über den wirklichen Stand der Dinge blenden lässt. Dazu gehören auch einige Blätter, welche noch im vergangenen Sommer „internationales Denken" für den Gipfel der Zivilisation erklärte. Sie wird durch Botschafterreden jedesmal auf den Gipfel des Entzückens gebracht und kommentiert sie, als ob es grosse politische Ereignisse wären. Man mag mit Recht einwenden, dass diese Blätter gerade politisch nicht ernst zu nehmen seien. Es gibt aber unendlich viele, die sie ernst nehmen, die sich blenden lassen w o l l e n, schon damit die Börse nicht beunruhigt wird, und dann haben gerade sie bekanntlich sehr grosse Leserkreise.

Ausland.

Die Redensart, das Ausland beneide uns um unseren Kaiser, gehört nicht nur zum Bestande aller derer, die glauben oder zu glauben vorgeben, das Deutsche Reich habe seit 1890 einen stolzen Aufschwung genommen. Sie bietet auch das Argument, und wenn nicht das, so doch eins der stärksten, dafür, dass der deutsche Kaiser einer der grössten Herrscher aller Zeiten sei. Man hält es für besonders wichtig und erfreulich, wenn Ausländer, mögen sie nun Witman oder Peabody oder irgendwie anders heissen, — die Namen tun hier wenig zur Sache, denn es kommt uns nicht darauf an, diese Ausländer zu charakterisieren, — über die Person des Kaisers sprechen. Ihre Urteile sind stets über denselben Leisten gehauen: der deutsche Kaiser ist ein Mann, der alle Gebiete des menschlichen Wissens mit vollendeter und erstaunlicher Sicherheit beherrscht; er ist ebensogut imstande eine Armee zu führen, wie ein Panzerschiff zu konstruieren, er zählt zum Morgenkaffee die Namen, Geburts- und Sterbejahre der assyrischen Könige auf, unmittelbar nachher äussert er die tiefsten und schärfsten Gedanken über Kunst, Literatur, Politik und Religion. — Es müsste dem Deutschen doch zu denken geben, dass diese Leute nach kurzer ein- oder mehrmaliger Gelegenheit, den Kaiser zu sehen, sich die Fähigkeit zutrauen, ein abschliessendes Urteil über seine Kenntnisse und Verständnis auf so grossen und weit auseinanderliegenden Gebieten zu fällen. Erzählt z. B. ein

ausländischer Professor oder Privatmann, der Kaiser könne mit derselben Leichtigkeit ein Schiff bauen, wie eine Armee führen, so sollte er bedenken, dass er selbst von diesen Dingen nicht das mindeste versteht, also auch nicht beurteilen kann, ob ein anderer sie beherrscht. Wir wissen, dass der Kaiser ein Meister der Unterhaltung ist, ebenso gut wissen aber die Franzosen, Engländer und Amerikaner, die er seiner Unterhaltung würdigt, dass sie als ehrliche Männer solche Schlüsse nicht ziehen dürfen, die sie nachher schriftlich oder mündlich in die Welt posaunen. Bekannt sein dürfte ihnen auch, dass der Kaiser nie ein Schiff gebaut hat und dieses sich als vorzüglich erwiesen hätte, dass er bisher niemals ein Heer zum Siege führte.

Die Amerikaner haben bekanntlich eine gewisse Luxusvorliebe für Fürstentitel und was damit zusammenhängt. Ihre Töchter heiraten gerne Träger grosser Namen vom alten Weltteil, ihre Milliardäre kaufen mit Vorliebe wertvolle Gemälde und Kunstgegenstände, von denen sie nichts verstehen. Ihre Petroleum-, Eisenbahn- oder Konserven-Könige — mögen ihre Grossväter auch nur schlichtbiedere Gauner gewesen sein —, fühlen sich nicht unangenehm berührt, wenn sie in Deutschland mit fürstlichen und militärischen Ehren empfangen werden. Ein wirklicher europäischer Fürst ist, wenn er den Boden der Vereinigten Staaten betritt, eines grotesken Beifalls und des bekannten jubelnden Empfanges sicher. Es liegt in dem ebenfalls grotesken und parvenühaften Selbstgefühl des Vulgoamerikaners, dass ein Fürst, und gar der deutsche Kaiser, wenn er sich mit ihnen abgibt und sie besonderer Aufmerksamkeiten würdigt, selbst die allerhervorragendsten Eigenschaften besitzen m u s s. Sie schmücken ihn damit verschwenderisch, denn, weil er Vertreter ihrer Nation auszeichnet, muss er ja selbst zum allerausgezeichnetsten gehören. Für die Geschäftsstunden fallen jene Ornamente

fort und dafür liefert den Beweis der Spott und die Nichtachtung, welcher den kaiserlichen Geschenken wurde und das Ausbleiben deutschen Einflusses auf die amerikanische Politik.

Dass der deutsche Kaiser ein Gegenstand fortwährender und grosser Beachtung in allen fremden Staaten ist, muss man für selbstverständlich halten. Dafür ist er der Herrscher des Deutschen Reichs. Unbegreiflich bleibt aber, dass man in Deutschland daraus bona oder mala fide schliesst, die ganze Welt halte den Kaiser für einen im Sinne des Wortes genialen Mann und einen hervorragenden Herrscher. Wäre das letztere der Fall, so würde man ihn nicht gerade immer da loben, wo es sich um fremde Einwirkung auf die deutsche Politik handelt.

Vor kurzem hat der Kaiser den Herausgeber der New-Yorker Staatszeitung, eines übrigens bei uns sehr überschätzten Organs, Mr. Ridder, kurz hintereinander mehrmals empfangen; zur Persönlichkeit dieses Herrn sei bemerkt, dass er nichts weniger ist, als ein Politiker, sondern an seinem Blatt die geschäftliche Seite vertritt. Dieser Mr. Ridder liess sich natürlich nachher interviewen und erklärte einem Vertreter, natürlich des Berliner Lokalanzeigers, er sehe im Kaiser einen hervorragend tüchtigen Geschäftsmann. Dies „Lob" wurde mit grosser Befriedigung aufgenommen und auf der ersten Seite des Weltblattes unter den bemerkenswertesten Ereignissen des Tages veröffentlicht. Das Amerikanertum steht ja heute bei uns hoch im Preise und so war es gerade Wasser auf die Mühle. Wer das Wesen des Kaisers unparteiisch beurteilt, wird sagen müssen, dass er die Tätigkeit grosser Geschäftsleute besonders schätzt, ja bewundert, aber selbst vom Geschäftsmann durchaus nichts an sich hat. Die Amerikaner wissen das auch sicher am allerbesten selbst. Für sie ist die Politik Geschäft, für den Kaiser dagegen — in

der Praxis jedenfalls — nicht. Abgesehen nun von der Geschmacklosigkeit des Ridderschen Lobes kann es auch gar nicht aufrichtig gemeint gewesen sein. Jeder Boden dafür fehlt und es ist befremdlich, dass ein deutsches Blatt, wenn wir nicht annehmen wollten, dass es bewusst Byzantinerei treibt, solche Dinge mit Wichtigkeit zu verbreiten sucht. Man berechnet sie ja nicht nur allein auf den Kaiser, sondern auch auf den noch immer beträchtlichen Teil des deutschen Publikums, für welchen ein Ausländer in Deutschland und noch dazu einer, der mit dem Kaiser gesprochen hat, ein bemerkenswerter und hörenswerter Mann ist.

Man braucht die Eigenschaften und Fähigkeiten der Nordamerikaner durchaus nicht zu unterschätzen, um zugleich anzuerkennen, dass sie sich selbst in einer beinahe kindlichen Weise überschätzen. Die Koketterie in Deutschland mit dem Amerikanertum ist nicht geeignet, diesen Grössenwahn zu dämpfen. So nimmt der Amerikaner, wenn er uns mit seinem Besuche beehrt, mit ebenso herablassenden wie geschmacklosen Komplimenten Notiz davon. Uebrigens haben auch schon Deutsche sich von diesem Lob zur Nachahmung begeistern lassen. Die amerikanische Formlosigkeit ist keineswegs immer echt, und deutschen Fürsten gegenüber sehr kokett. Wenn aber derartige Dinge in der Zeitung stehen, da kommt es über unsere „Internationalen" wie eine Ahnung neuer Zeit. Im Grunde, auch wenn er nicht seinen „Show" haben will, findet der Amerikaner ja eine Monarchie, wo der Kaiser etwas zu sagen hat, furchtbar unpraktisch und widersinnig. Er wird seinem Präsidenten sehr unangenehm, wenn er an ihm eine leise cäsarische Regung wahrzunehmen glaubt. Aeusserlichkeiten beirren seine Politik nie und seine Natur ist nicht derart, noch weniger seine durchschnittliche Bildung, dass er Fremdes aufrichtig bewundern könnte, auch wenn es bewundernswert wäre.

Das Verhältnis Englands zu Deutschland, das der englischen Presse zur deutschen Presse, ist schon solange und ausgiebig erörtert worden, dass wir kurz darüber hinweggehen können. Ich bemerkte schon vorher, dass gerade die Engländer es für ein wirksames Mittel und einen Beweis freundlicher Gesinnung halten, wenn sie über den deutschen Kaiser einige plumpe Komplimente sagen. Es ist ja aus naheliegenden Gründen nicht möglich, die abfälligen Aeusserungen, die zumal in der englischen Presse, aber auch der anderer Länder, über den Kaiser erscheinen, bei uns zu veröffentlichen. Gleichwohl muss man es bedauern, dass dann nicht wenigstens die lobenden Kritiken unterdrückt werden, denn bringt man sie allein, so wird das Bild schief und unrichtig. Die Engländer wissen beides und rechnen ebenso zielbewusst mit dem deutschen Byzantinismus, wie sie zu andern Zeiten gegen Deutschland und den deutschen Kaiser hetzen. Das ist überhaupt ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Vorgehen der englischen Presse und einem grossen Teil der deutschen. Die erstere weiss immer was sie will, ihr ist Hetzerei wie Schmeichelei Mittel zum Zweck, und wenn sie etwas persönlich nimmt, so pflegt es Maske zu sein. Bei uns wundert man sich zuweilen, wenn ein als deutsch-feindlich oder deutsch-freundlich von uns abgestempeltes Blatt sich plötzlich in entgegengesetztem Sinn äussert und unter Umständen spricht man verächtlich von seinem Umfall oder sagt, es habe sich von der allgemeinen Strömung hinreissen lassen. Im allgemeinen wird das nicht richtig sein, sondern der Wechsel ist dadurch erklärlich, dass die „Anschauungen" dort ein Mittel der Politik sind, auf dem Boden von Tatsachen stehen und nicht, wie vielfach bei uns aus einem gemütvollen und für internationale Heilslehren begeisterten Herzen kommen. Wir nehmen alles persönlich und fragen mit aufrichtiger

moralischer Entrüstung, womit denn gerade das arme unschuldige Deutschland so schlechte Behandlung verdient habe. Aus diesem Gefühl geht auch der elementare Drang nach Versöhnungsreden bei uns hervor und unter den hunderten, die im letzten Jahre gehalten worden sind, gibt es nur sehr wenige, in denen nicht die deutschen Versöhner den Kaiser in den allerhöchsten und rührendsten Tönen dem blutsverwandten Inselvolke anpriesen. Wenn der Deutsche von dem Heil und dem Frieden spricht, die der deutsche Kaiser der ganzen Welt schenken und erhalten will, vom friedlichen Wettbewerb und den Segnungen der Kultur, so schwillt sein Herz und Tränen treten in seine Augen. Auch dem Engländer sind diese Phrasen nicht fremd, er ist sich aber bewusst, dass er damit nur auf den Sack schlägt und den Esel meint.

Ich glaube, dass man trotz der angedeuteten Schwierigkeit gerade ungünstige englische Urteile über den deutschen Kaiser auch bei uns veröffentlichen müsste. Es wäre nicht nur richtig, sondern auch gerecht und nützlich. Im vergangenen Winter ging es so weit, dass der frühere Minister des Auswärtigen, Lord Lansdowne, in einem Ueberblick über die äussere Politik von den ehrgeizigen Bestrebungen „listiger Potentaten" sprach; nur verschwindend wenig deutsche Blätter brachten die Rede wörtlich und noch weniger die genannte Wendung. Was wäre wohl im umgekehrten Fall eingetreten? Wir sind ja so bescheiden, dass wir uns hoch geehrt fühlen und unser Selbstgefühl wächst, wenn das Ausland unsern Kaiser als „geistreichen Causeur" bezeichnet.

Ganz charakteristisch ist die Geschichte, wie der Kaiser, zum Besuch in England, seinem Wunsch gemäss einen Abend mit Leitern deutsch-feindlicher Blätter zubrachte. Er entfaltete ihnen gegenüber seine ganze Unterhaltungsgabe in ihrer Vielseitigkeit, und die Engländer unterhielten

sich ausgezeichnet. Später haben sie sich darüber geäussert, es sei doch eigentümlich, dass der deutsche Kaiser glaube, auf diese Weise ihre politischen Ueberzeugungen wandeln zu können. Eine Anzahl der Teilnehmer an der Journalistenfahrt im Sommer 1906 kehrten mit einem gewissen Hochgefühl ob der ungeheuren Achtung zurück, deren sich der deutsche Kaiser in England erfreue. Dies Hochgefühl hat sich auch öffentlich hier und da geäussert, beigemischt war aber ein solches moralischen Sieges, ausserdem vielleicht noch das Gefühl einer gewissen Beschämung, dass das Ausland so vorbehaltslos anerkenne, wo man selbst hin und wieder leise gezweifelt habe. Man sieht, dass auch der älteste Speck zünftige Mäuse fängt, wenngleich nur in Ausnahmefällen.

Im übrigen ist man bei uns geneigt, auswärtige Blätter ihrer Richtung nach in deutsch-freundliche und deutschfeindliche einzuteilen. Das entspricht unserer Gewohnheit, die politische Welt mit ihren Verhältnissen und Vorgängen vom rein persönlichen Standpunkt anzusehen, während tatsächlich doch Deutschfreundlichkeit oder -Feindlichkeit je nach den Verhältnissen nur ein Mittel bildet, um positive Ziele zu erreichen. Ueberschwängliche Aeusserungen mehr oder minder geistreicher Ausländer dienen uns zu Rückschlüssen auf die betreffenden Staaten und deren politisches Verhältnis zu uns, sie beeinflussen unser Urteil auch in anderer Hinsicht. Dieser Empfänglichkeit für Einflüsse von aussen liegt noch etwas spezifisch Deutsches zugrunde, was die Wirkungen der byzantinischen Anlage verstärkt: Die Unsicherheit des eigenen Urteils, das Bedürfnis, es nach fremdem zu korrigieren oder dadurch zu stützen. Eine Wirkung ausländischer Urteile auf den deutschen Kaiser scheint ebenfalls vorhanden zu sein, anders wäre bisweilen sein grosses Entgegenkommen Ausländern gegenüber gar nicht zu verstehen.

Man hat ihm den Eindruck beigebracht, gerade der oder jener Nation gegenüber könne er durch persönliche Liebenswürdigkeit ausserordentlich einwirken und er zieht daraus den subjektiv richtigen Schluss, er müsse es versuchen.

Wir stehen sonst im Rufe, und mit Recht, einer besonderen Fähigkeit, uns in die Eigenschaften und den Charakter fremder Völker hineinzudenken. Diese Fähigkeit scheint jedoch recht oft zu versagen, wenn es sich darum handelt, festzustellen, aus welchen Ursachen oder Motiven die ausländischen Urteile über den deutschen Kaiser stammen. Man sollte doch nicht verkennen, dass die Fremden, die so urteilen, auf einem andern Boden stehen als wir, dass sie im grossen und ganzen die Eigenschaften am meisten anerkennen, welche unter ihrem nationalen Gesichtswinkel gesehen unschädlich oder willkommen sind; gerade diese pflegen uns aber nicht besonders nützlich zu sein. Das gilt auch, wenn wir gar nicht einmal annehmen wollten, dass eine grosse Anzahl der Komplimente mit ganz bewusster Absicht an den Mann gebracht werden. Auch vom Auslande her hören wir jede der bei uns so besonders beliebten Redensarten: dass der deutsche Kaiser die „markanteste Persönlichkeit" unter den europäischen Herrschern sei, dass er den Reichsgedanken glänzend verkörpere, oder das noch zweifelhaftere Kompliment, dass mit keinem Herrscher der Welt sich die internationale öffentliche Meinung so viel beschäftige, wie mit ihm und keiner die Welt so häufig zu überraschen liebe. All das sind Dinge, die nach dem Masstabe beurteilt werden müssen: sind sie, ganz abgesehen von ihrer Wahrheit oder Unwahrheit, geeignet, den Deutschen die Meinung beizubringen, die Persönlichkeit des Kaisers sei als Machtfaktor in der Politik erfolgreich, und der Erfolg fände seinen Ausdruck in der Bewunderung des Auslandes?

Die Franzosen glaubten zuerst, der Kaiser sei ein politisches und militärisches Genie, von unbezwinglicher Kriegslust beseelt und dem Willen, auf Frankreichs Kosten die Machtstellung des Deutschen Reichs zu heben. Hiervon ist man im allgemeinen zurückgekommen und die Haltung der deutschen Politik in Marokko und Algeciras hat natürlich das ihrige dazu getan. Kaiser Wilhelm persönlich gegenüber ist der Franzose sehr kritisch geworden, desto gieriger greifen wir natürlich nach jeder Aeusserung im gegenteiligen Sinne, um dann beglückt zu rufen: seht wie die Franzosen unsern Kaiser bewundern, ja die mögen denken, wenn sie ihn nur hätten! Des deutschen Byzantinismus bedienen sich die Franzosen, wenn sie ihn brauchen, mit grosser Gewandtheit. Auch in dem Gedanken vielleicht, der Kaiser sei gewohnt, dass man ihm derart entgegenkäme. Im übrigen wissen wir, dass die Franzosen schnellen Wallungen zugänglich sind, Wallungen, die ebenso vergehn, wie sie entstanden sind. Wir dürfen Uebertreibungen in diesem Sinne nicht als festgewurzelte Ansicht betrachten, wie z. B. vor einigen Monaten, als die Wahl eines Deutschen zum Jesuitengeneral einige französische Blätter zu sonderbaren Kombinationen anregte. Wir haben keinen Grund, uns geschmeichelt zu fühlen, wenn Frankreich an allen Ecken der Welt Beunruhigungsmomente wahrnimmt, die dem deutschen Kaiser als Urheber zugeschrieben werden. Selbst wenn dem so wäre, brauchten wir darin keinen Beweis für eine aussergewöhnliche staatsmännische Befähigung und Fähigkeit zu erblicken; eine solche Politik richtete den sicher nicht unbefähigten Napoleon III. zugrunde. Diese Idee hängt bei uns mit dem unklaren Begriff der Weltpolitik zusammen. Wir denken, wenn man Weltpolitik triebe, müsse man sich in alle möglichen Dinge hineinmischen, und wenn man es täte, sei daraus der Beweis für das Vorhandensein einer aktiven Weltpolitik zu erblicken.

Kaiser Wilhelm spricht bekanntlich gerne mit Franzosen und führt solche Unterhaltungen auch nicht selten ohne irgendwelchen Anlass herbei. Die Betreffenden säumen dann nicht, den Inhalt der Gespräche zu veröffentlichen und Auszüge ihrer Berichte gehen dann in die deutsche Presse. Weglassen tut man aus naheliegenden Gründen die Randbemerkungen der Franzosen, die beinahe stets einen mokanten Beigeschmack haben. Warum unterdrückt man in der deutschen Presse solche Gespräche nicht überhaupt gänzlich, wenn man sie nicht mit allem Drum und Dran bringen zu können glaubt? In der Art, wie es geschieht, wird durchweg das Bild wieder ein falsches, weil es unvollständig ist.

Mit welchen groben Mitteln man bisweilen arbeitet, zeigt die bekannte und in Deutschland viel besprochene Vorrede in dem Buch „Lui" von Grand Carteret. Dieser richtete einen „offenen Brief" als Vorrede seines Buches an den Kaiser, mit der Bitte, seinen Vertrieb in Deutschland freizugeben; die zweite Auflage enthält einen ebenso kriechenden „Dank".

Diese Auslassungen sind zu lang, um sie vollständig hier wiederzugeben und es sei nur bemerkt, dass eine Anzahl deutscher Zeitungen ohne Kommentar Auszüge aus ihnen brachte, teilweise mit befriedigten Randbemerkungen, dass der deutsche Kaiser sich eines solchen Rufes im Auslande erfreute.

„Wie Napoleon I. für die ganze Welt, so sind Sie Majestät, kurz gesagt: der Kaiser. Das sagt alles, der Kaiser, der Cäsar . . . . . Heute sind die Augen Europas beständig nach den Ufern der Spree gerichtet. Sie sind das Idol, der Gott des Tages . . . . . Sie sind, Majestät, ein sehr moderner Fürst, sehr unterrichtet, sehr eingenommen für alles, was der Banalität entgegengesetzt ist. Schon eine Bewegung von Ihnen hallt in der ganzen Welt wieder.

Wenn Sie die Karikaturen nicht frei in Deutschland kursieren lassen, so werden Sie nicht mehr der friedliche und sehr moderne Kaiser sein . . . . . Majestät, geben Sie den Wink der Befreiung, welchen die Welt von Ihnen erwartet. — Der Verfasser weist in seiner langen Vorrede stets auf den grossen Ahnherrn des Kaisers, Friedrich dem Grossen hin.

Die Presse und der Byzantinismus.

In Deutschland kurzab von „der" Presse zu sprechen, ist unrichtig und führt zu Missverständnissen. Man wird stets den Gegenbeweis gegen eine auf die Presse bezügliche Behauptung aus ihr selbst erbringen können, auch da, wo es sich nicht um solche Dinge handelt, die Parteistellung betreffen oder mit ihnen zusammenhängen. Sieht man von der Sozialdemokratie ab, so ist Deutschland das einzigste Land, wo selbst in grossen nationalen Fragen auswärtiger Natur, ferner in solchen der militärischen Rüstung usw. die Meinungen einander aufs allerschroffste gegenüberstehen. Wir finden ferner Unterschiede durchaus trennender Art im ganzen Geistesleben, der Erziehung und der spezifischen Bildungsrichtung von Schichten, die sich in andern modernen Staaten nicht so wesentlich unterscheiden. Nimmt man dazu das deutsche Parteileben, so ist selbstverständlich, dass der Gesamtbegriff Presse zu verschiedenartig schillert, um als Argument oder bestimmender Hinweis verwandt werden zu können.

Aus dem früher Gesagten dürfte hinreichend klar sein, dass bei der Betrachtung über den Byzantinismus ein bestimmter Teil der Presse im Vordergrunde steht; er wurde kurzweg als die Byzantinerpresse, zuweilen auch als Lokalanzeigerpresse bezeichnet. Die letztere ist die schädlichste Kategorie und muss leider viel weiter gefasst werden als der Abonnentenkreis dieses Berliner Blattes. Es ist durchaus unrichtig, wenn gesagt wird, es werde unnötiges

Wesen vom Berliner Lokalanzeiger gemacht, er sei eben nur ein Blatt. Der Berliner Lokalanzeiger darf als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden, ebenso, dass der Kaiser ihn persönlich liest, dass die Regierung ihn dauernd als Sprachrohr benutzt, dass Minister sich in ihm in die Oeffentlichkeit flüchten, dass er allein häufig genug in der Lage ist, authentische Kaiserreden wiederzugeben u. a. m. Stets ist er unterrichtet über alle Ministerkrisen und die Zuvorkommenheit und Ehrfurcht, mit der er hervorragende Persönlichkeiten behandelt, wechselt im Verhältnis der Sicherheit oder Unsicherheit ihrer Stellung. In Wechselwirkung miteinander stehen: das mitteilsame Vertrauen von oben und der Byzantinismus, mit dem das Blatt seinen hohen Beschützern dankt. — Hier interessiert die Frage, inwiefern ein solches Blatt weit über seinen Abonnentenkreis hinaus, der bekanntlich ein ungeheuer grosser ist, schädlich wirken kann und muss. Die Schnelligkeit und Richtigkeit der Nachrichten steht in erster Linie und deswegen schon benutzen eine Masse kleinerer Blätter den Berliner Lokalanzeiger, und kein Wunder, wenn auch sonst Inhalt und Ton abfärben, denn ersterer wird von gewandten Leuten mit Schnelligkeit und Schmiegsamkeit hergestellt. Stets finden sich brauchbare Körner drin, Dinge, die man nicht wusste und deren Quellen sich nur dem Druck des Goldes öffnen. Abgesehen von den hohen Nachrichtenquellen, gestatten die Verhältnisse des Blattes eine Berichterstattung zu unterhalten, wie es kein anderes deutsches Blatt tut. Der Inhalt ist bewusst auf die allerniedrigsten Instinkte des Publikums zugeschnitten, auf das Applausbedürfnis und den Bedientensinn. Letzterer wird in einer Weise gepflegt, wie nur bei eindringendem eigenen Verständnis möglich ist. Jedes selbständige politische Denken, was doch die Zeitung anregen und befördern soll, wird bewusst erstickt durch den Bewunderungskultus, durch die

Hervorhebung aller Aeusserlichkeiten von Fürsten und Höfen. Die Heime der Minister, solange sie im Amte sind, bilden einen beliebten Gegenstand der Verbildlichung in der kongenialen „Woche", deren sonstiger Inhalt nicht herabgesetzt werden soll, kurz, man hat erkannt, dass die Rubrik „aus Hof und Gesellschaft" (wozu ausser der amtlichen Gesellschaft und höheren Offizieren noch der im Hofe verkehrende Adel und, wenn oben wohlgelitten, auch Glieder der „Finanzaristokratie" gehören) das fruchtbarste Feld bietet. Man hat den Vorzug auch hier, dass nach zwei Seiten gearbeitet werden kann. Wir konnten das schon früher als typisch für das Byzantinertum bezeichnen. Für ein Zeitungsunternehmen wird es aber insofern noch erfreulicher, als das materielle Wohl des Blattes nach beiden Seiten befördert wird. Denn „Hof und Gesellschaft", Regierung und andere Träger der Aemter und Würden betrachten den Berliner Lokalanzeiger als einen Reflektor, der die Masse blenden, in ihrem Sinne gesprochen, erleuchten soll. Je stärker die Lichtwirkung, in desto höherem Masse wird ja auch das „Volk" empfinden, wie weit es sich unter dieser hohen Sphäre befindet, wie unfähig und unberufen es zu einer Kritik, ja zum Verständnis überhaupt ist. Man kann dem Blatt die Anerkennung nicht versagen, dass es mit grossem Raffinement im Sinn dieses Vergleichs arbeitet und zwar durchaus nicht nur in den sogenannten breiten Massen, sondern auch in den höheren Schichten, den „Trägern der Bildung". Für alle bietet das Blatt etwas und zwar Plausibles, vor allem aber verursacht die Lektüre niemals unangenehme Gefühle, welche ja der deutsche Durchschnittsgebildete vor allem scheut. Niemals werden wir in dieser Presse auch nur zarte Andeutungen finden, dass das Gebiet der auswärtigen Politik für uns manches zu wünschen übrig lasse. Allerdings mit einer Ausnahme, wenn nämlich gerade in solcher Zeit ein

Mann verabschiedet wird, der mit Aufwand einiger Dialektik mit jenem Gebiet in Verbindung gebracht werden kann. Dann ist selbstverständlich durch seine Fehler und Missgriffe übles angerichtet worden, aber um so höher muss die Bewunderung für unsern Kaiser werden, dass er mit scharfem Blick und schneller Energie eingriff, ehe es zu spät, ehe wesentlicher Schaden entstanden war. Hof und Gesellschaft sind auch „rein menschlich" angenehm berührt, wenn sie ein Organ besitzen, das ihre Verherrlichung zu einem Hauptgegenstande seiner Tätigkeit macht. Unsere Zeit hat ja wenig Sinn mehr für den Begriff einer über den Wassern schwebenden Schicht und Vertreter jener Schicht, wie man unparteilicherweise hinzusetzen muss, vergreifen sich recht häufig in der Wahl der Mittel, die ihnen dienen sollen, sie über die Wasser zu erheben. Gerne sehen sie ja als ein solches Mittel den „Glanz und den Schimmer" an und stellen sich damit auf die gleiche erhabene Stufe, wie ein Teil der Plutokratie — oder wie Leute sagen, die ihre Zeit verstehen „Finanzaristokratie". Dieser Kategorie und ihren Abkömmlingen kann man es schliesslich gar nicht so sehr übel nehmen, wenn ihnen alle Mittel willkommen sind, um zu glänzen. Was die Schicht anlangt, die wir als Aristokratie bezeichnen, so ist es doch eine bedenkliche Degeneration des Geschmacks, wenn sie mit Vorliebe dem Lokalanzeiger oder der Woche schriftlich und bildlich eigener Verherrlichung dienendes Material zuwendet. Es dient ja aber alles nur, um das Volk nicht in die Hände der Sozialdemokratie fallen zu lassen, um Patriotismus und Glauben an die Autoritäten zu erhalten und zu festigen. Der Lokalanzeiger soll in jedem Jahr, ich glaube 20 000 waren es, Sozialdemokraten ihrer Partei entfremden. Man möchte beinahe das Gegenteil annehmen, leider entzieht sich beides dem Beweise. Letzteres wäre aber nur eine selbstverständliche Folge, denn die politische Gesinnungslosigkeit, die jene Presse schafft und schaffen will, erreicht schliesslich

einen Grad, der gegen sozialdemokratische Einwirkungen widerstandslos macht; auch in anderer Beziehung berühren sich die Gegensätze der Sozialdemokratie und der Byzantinerei erheblich mehr als angenommen wird, wir werden darüber später zu sprechen haben. Mustert man den Berliner Lokalanzeiger und all die vielen kleineren Blätter, die „geistig" von ihm leben — vielfach als „reine Toren" und ohne bewusst byzantinische Absicht dasselbe Gewerbe treiben — so ist auch bei unparteilichem Willen eine gute Seite, die ja die meisten schlechten Dinge auch haben, nicht zu finden. Das kritischste Blatt, sofern es auf nationalem Boden steht, kann das Gute, was jene Presse etwa enthielte, unbeschadet seiner Ueberzeugungen auch bringen und wo es über das Mass hinausgeht, da fängt eben erst der Lokalanzeigertypus an. Jene Pest von kleinen allerliebsten Geschichten, den „rein menschlichen Charakterzügen" von Fürsten und ihren Gattinnen haben den Lokalanzeigertypus als Herd. Wer erinnert sich nicht des Jubels, als wir dort lasen, der Kronprinz habe beim Besuch des Ausstellungsparks ein Glas Bier auf einen Zug ausgetrunken. Wem hüpfte nicht das Herz, wenn die kleine Prinzessin in Rominten „tollt", wer zagte und litte nicht, wenn des Kaisers Teckel verloren sind? Mit diesen kleinen Geschichtchen wären Bände von ansehnlicher Stärke zu füllen. Ich möchte nicht näher darauf eingehen, weil die Kategorie dem Leser bekannt ist, auch das Thema in Zeitschriften, speziell in der „Zukunft", periodisch und ausführlich behandelt wird. Freilich muss man sich in der Kritik dieser Geschichten vom Extrem fernhalten. Es ist ausdrücklich anzuerkennen, dass gerade der Deutsche, wir haben das schon im Anfang angedeutet, eine persönliche Beziehung zum Fürsten und dessen Angehörigen will. Dazu gehört auch die Veröffentlichung rein persönlicher Natur. In ihr haben wir also an und für sich nicht etwas Byzan-

tinisches zu erblicken, sondern nur in der Entartung und der geschmacklosen Verwendung solcher Geschichten. Ein anderes Beispiel bietet der Arbeitstag des Kaisers. Jeder Mensch weiss, dass er sehr umfangreich sein muss und man könnte sich denken, dass auch Nichtbyzantiner sich dafür interessieren, denn andererseits kann man manche Schlüsse daraus ziehen, immer vorausgesetzt, dass richtiges erzählt wird. Die Byzantinerpresse nun fasst die Sache natürlich anders auf: sie tut so, als ob jede Viertelstunde Arbeit des Fürsten ein ganz unverdientes Gnadengeschenk an sein Volk sei, und nun gar ein ganzer Tag! Man atmet ordentlich befreit auf, wenn von einem Spazierritt des Monarchen berichtet wird. Das übelste ist aber, dass man sich nicht einmal an die Wahrheit hält, sondern ein überreichhaltiges Tagesprogramm bringt, die Unvorsichtigkeit begeht, Uhrzeiten anzugeben und dabei übersieht, dass das Rechenexempel nicht stimmt. (Die „Zukunft" bewies das einmal.) Angenommen aber, es stimmte, so ist oft genug die bessernde Hand des Redakteurs oder Informationsgebers unverkennbar. Es würde, wie gesagt, zu weit führen, in unserm Rahmen auf Einzelheiten einzugehen, und man kann nur bedauern, dass der Ausdruck „Reptilienpresse" nicht für diese Richtung geprägt ist. Da wäre er am Platze.

Ihre Verbreitung liefert ein willkommenes Mittel, den Kaiser glauben zu machen, er stehe der Volksmeinung gegenüber. Darin liegt eine sehr schlimme Seite, deren Wirkungen auf die kaiserliche Persönlichkeit schon erörtert worden sind. Sie ist vielleicht sogar die allerschlimmste, denn sie wirkt wieder zurück auf die Handlungen des Kaisers, auf die Betonung des äusserlichen Moments im öffentlichen Auftreten, wozu er schon von Natur neigt, und endlich zur Befestigung des cäsarischen Herrenbewusstseins. Man hat in neuerer Zeit erzählt, der Kaiser

sei sehr genau über die Presse orientiert, habe Enqueten anstellen lassen über die verschiedenen Persönlichkeiten in der Presse usw. Leider erfuhren wir nicht, welche Persönlichkeiten jene Enqueten anstellten; bedauerlich ist, dass man nicht den vom Kaiser als bedeutsame politische Persönlichkeit angesehenen Mr. Ridder von der New-Yorker Staatszeitung in den Bereich der Enquete gezogen hat. — In gewisser Weise mag der Kaiser orientiert sein, aber die sogenannten springenden Punkte sind ihm offenbar entgangen oder verheimlicht worden, nämlich die verhältnismässige Bedeutung der einzelnen Pressfaktoren, und die durch sie repräsentierten Richtungen in ihren speziellen Eigenarten. Oder glaubt vielleicht jemand, dass man den Berliner Lokalanzeiger und seine Kongenialen dem Kaiser als Byzantinerblätter geschildert hat? Sollte dafür der Beweis geliefert werden, so bin ich bereit, alles bisher Gesagte zu revozieren. Sieht man selbst ab vom Inhalt dieser Byzantinerblätter, nähme man an, dass sie nichts Unwahres, nichts Uebertriebenes und nichts brächten, dessen Veröffentlichung von vornherein geschmacklos wäre, so ist es doch hier wie immer der Ton, welcher die Musik macht und dieser Ton ist eben der der chronischen Proskynese, der unendlichen Devotion. Und was das betrifft, hat diese Presse ganz entschieden auch in den weitesten Kreisen Schule gemacht; wie manche öffentliche Reden hören sich genau an, als ob sie aus dem Lokalanzeiger ausgeschnitten wären!

Hinsichtlich der auswärtigen Politik kann die Bedientenpresse niemals „entgleisen", denn da stellt sie einfach den deutschen Kaiser als „μέτρον ἁπάντων" ein, alles wird auf ihn bezogen, er selbst Masstab und Norm. Auf politischem Gebiet erringt er ununterbrochen glänzende Erfolge oder strebt mit zäher zielbewusster Energie hohe und weite Ziele an (der Ausdruck „grosszügig" darf nicht

fehlen). Wo sich aber mit allem Aufwande von Entstellung Tatsachen nicht konstruieren lassen, da sind eben irgendwelche unerhörte Bosheiten und Intriguen politisch gegen den Kaiser im Werke gewesen, gegen die ein anständiger Mensch natürlich keine Waffen hat. Man muss sich vielmehr freuen, politisch den kürzeren gezogen zu haben, denn es liefert den Beweis für unsere Kandidität; die ist und bleibt unser höchstes Gut, mögen wir auch jeden Tag politische Prügel bekommen. Der aufmerksame Leser wird im Laufe der letzten Jahre in einem Teil der Presse einen neuen Begriff gefunden haben, nämlich den der politischen Klage. Entstanden aus den Fehlschlägen der deutschen Politik, andererseits aus dem unbeugsamen Willen, Mangel an Erfolg nicht zugestehen zu wollen, dem Kaiser als eigentlichen Leiter der deutschen Reichspolitik nicht die Unfehlbarkeit abzusprechen, ist die politische Jammerklage eine Ausgeburt des Byzantinismus. Einbegriffen wird natürlich der deutsche Reichskanzler, denn solange man ihn in Gnaden weiss, bezeugt man ihm mit der nötigen Abschwächung dieselbe Anerkennung wie seinem kaiserlichen Herrn, ebenso mutatis mutandis jedem in Gunst befindlichen Beamten, auf den, wie der schöne Ausdruck heisst, „grosse Stücke" gehalten werden. Um so komischer pflegt es dann zu sein, wenn plötzlich grosse Stücke in Gestalt von Steinen oder faulen Eiern nach ihm geworfen werden, sobald die Gnadensonne nicht mehr leuchtet.

Die offiziöse und inspirierte Presse ist ein notwendiges Uebel an und für sich. Sie hat gebundene Marschroute und unterscheidet sich von der vorigen Kategorie hauptsächlich dadurch, dass sie kein Geldgeschäft durch Pflege des Byzantinismus macht, noch machen will. Sie zeichnet sich in Deutschland durch Ungeschicklichkeit aus; eine ihrer besonderen Forcen ist verkehrten Katzen die be-

reitgehaltenen Schellen umzuhängen. Diese Ungeschicklichkeit beeinträchtigt naturgemäss die Wirkung, und das ist ganz erfreulich, denn wenn eine solche vorhanden ist, kann sie nur byzantinisch sein, das geht aus den ganzen Verhältnissen so natürlich hervor, dass wir darüber keine Worte zu verlieren brauchen, abgesehen natürlich von tatsächlichen Richtigstellungen. Wenn nun trotz dieser beiden Momente diese Presse sich einer weit über das zulässige Mass hinausgehenden Achtung und Beachtung erfreut, so ist das nur ein Zeichen für die politische Indifferenz im grossen Publikum und dessen Hauptwunsch, nicht geärgert und beunruhigt zu werden. Die offiziöse Presse bringt die sachlich verkleidete Phrase und hat den, allerdings immer fadenscheiniger werdenden, Nimbus des an der Informationsquelle Sitzenden.

Was nun die ernste politische Presse anlangt, so kann man nicht verkennen, dass ihre Lage teilweise eine recht schwierige ist — ich verstehe unter dieser Kategorie nur den Teil, welcher auf nationalem Boden steht —. Wir haben da eine Anzahl von Zeitungen, denen es gelungen ist, durch eine zielbewusste und weit über dem Durchschnitt stehende Leitung, ausgezeichnete politische Mitarbeiter, und ein nach festen Grundsätzen arbeitendes Programm, einen genügenden Leserkreis um sich zu sammeln und ihn zu halten, auch wenn ihre Meinung ungeschminkt geäussert wird. Sie haben sich auch durch Parteirücksichten nicht beirren lassen und sind im Rahmen des sachlich Politischen geblieben, wie nahe auch die Klippe des Persönlichen lag und liegt. Selbstverständlich meine ich damit nicht eine Vermeidung der Erörterung von Persönlichkeiten überhaupt, sondern die Beschränkung, sie nur insoweit zu erwähnen und zu kritisieren, als sie mit der Sache zusammenhängen. Diese Blätter sind bewusste Feinde des Byzantinismus und treten ihm entgegen ohne durch irgendwelche Rücksichten gebunden zu sein.

Andere haben dasselbe ernsthafte Streben, politische Dinge politisch zu behandeln, sind aber durch ihren Leserkreis bis zu einem gewissen Grade gebunden. Sie kämpfen ausserdem mit der Schwierigkeit, dass viele von ihnen den Hoffnungen und Verheissungen des neuen Kurses mit Zuversicht, jedenfalls aber mit einem Mass von Vertrauen mehr oder minder lange gefolgt sind, welches die Ergebnisse weit überstieg. Sie haben von Jahr zu Jahr gehofft, die Erfahrung würde klug machen, des Reiches Politik stetiger, ihre sachliche Grundlage fester werden. Bei dem häufigen Kurswechseln lag auch wohl Anlass vor, wieder Vertrauen zu schöpfen, solange eben die eigentliche Natur der Triebfedern unserer Politik nicht in ihrem innersten Grunde erkannt war; man hat auf eine Entwicklung gehofft, wo die Faktoren unabänderliche sind. Hinzu kam ein gewisses Bedenken rein nationaler Natur, nämlich, keine unfruchtbare Kritik zu üben, nicht zu hindern, was man für entwicklungsfähig hielt, keine Verbitterung aufkommen zu lassen, nicht der Sozialdemokratie und der sogenannten Reichsverdrossenheit in die Hände zu arbeiten. Man konnte sich auch mit vollem Recht die Ueberlegung machen, dass durch Einnahme eines schärferen Standpunkts, Leser und Anhänger abgestossen und dem zielbewussten Byzantinismus oder der Indifferenz in die Arme getrieben würden. Nimmt man all diese Erwägungen zusammen, so ergibt sich für den Leiter eines Blattes eine sehr komplizierte Lage, zumal, wenn er oder seine Hilfskräfte nicht über ein ungewöhnliches Mass politisch-journalistischer Befähigung verfügen. Von einem gewissen Punkt an tritt für eine ganz ausserordentlich grosse Anzahl äusserlich abhängiger oder schroff gesagten Wahrheiten abholder Leser die Frage auf, ob sie es noch verantworten können, ob es nicht nach oben hin unangenehm auffällt, wenn sie das Blatt weiter halten. Es bedarf nur einer Andeutung, nur einer öffent-

lichen Kennzeichnung in offiziös beeinflussten Organen, um die Frage akut zu machen. Da besteht also eine enge Wechselwirkung mit dem hierarchischen Byzantinismus, dessen Steigen wieder auf die Presse zurückwirken muss; ebenso umgekehrt.

Die Marokko-Affäre und ihr Beschluss, die Konferenz von Algeciras haben in dieser Hinsicht sehr segensreich gewirkt. Eine grosse Anzahl von Blättern, die sich während jenes kritischen Jahres zurückhaltend verhielten, sich der offiziösen Informationen bedienten und aus subjektiv unanfechtbaren Prinzipien alles zum besten kehrten, nehmen jetzt eine ganz andere Haltung ein. Sie haben nun den Boden unter den Füssen, der ihrem Leserkreis gegenüber als objektiv angesehen werden muss. Und ihre jetzige klare Stellungnahme mag durch den allzu berechtigten Aerger über die offiziösen und halboffiziösen Jonglierkünste jener Zeit noch beschleunigt worden sein. Eine geradezu überraschende Einmütigkeit der politischen Presse zeigte sich nach der Breslauer Rede des Kaisers. Sprach auch ein „jegliches nach seiner Art", wie natürlich, so hatte man doch etwas wie ein Gefühl der Befreiung, das Gefühl, der Bann sei gebrochen. Dabei braucht man keineswegs mit jenen verschiedenen Aeusserungen durchweg einverstanden zu sein, denn jeder urteilt ja subjektiv. Der Wert liegt in der rückhaltlosen Aufrichtigkeit, in der öffentlichen Anerkennung der Notwendigkeit, ohne Rücksichten über Lage und Verhältnisse zu sprechen, welche das Volk ebensoviel angehen, wie Regierung und Herrscher; dass ferner das bisherige System unrichtig war und zu nichts Gutem geführt hat. Es war nur eine Frage der Zeit, wann dieser Punkt eintrat. Die Zukunft, dessen kann man sicher sein, wird zeigen, dass die monarchische Gesinnung und die Freude am Reich weit weniger leidet, als bisher, wo die politische Meinungsäusserung vielfach auf

einer künstlichen und schwachen Basis standen und deswegen durch die Gewalt der Tatsachen ad absurdum geführt zu werden pflegte. Man kann sicher hoffen, dass die politische Presse als Faktor unseres politischen Lebens steigen und mit der Zeit den Platz einnehmen, den Einfluss ausüben wird, der ihr grundsätzlich gebührt.

Was die Blätter anlangt, welche ausgesprochene Parteiorgane sind, so liegt es in der Natur des politischen Lebens, dass gelegentliche Byzantinismen nicht ausbleiben, nämlich, wenn man durch sie Einfluss auf bestimmte Entschliessungen des Kaisers üben oder ihn n a c h solchen bestimmen möchte, in derselben Richtung zu bleiben. Eine demoralisierende Wirkung hiervon ist natürlich vorhanden, wird aber bis zu einem gewissen Grade wieder aufgehoben durch gegenteilige Stellungnahme der Blätter, wenn sie dem Kaiser auf einen ihren Zielen entgegengesetztem Wege sehen. Dieses Wechselspiel ist bisweilen ganz ergötzlich, speziell in der linksliberalen Presse und auch der ultramontanen. Die Haltung dieser ist auf Seite 137 in Verbindung mit der der römischen Kirche etwas näher berücksichtigt. Ein Teil der rechtsstehenden Presse in Preussen enthält sich grundsätzlich kritischer Stellungnahme dem Kaiser und auch der auswärtig-politischen Tätigkeit der Regierung gegenüber. Ja, was die letztere anlangt, findet man sogar häufig Auslassungen, die sich den besten Leistungen des zielbewussten Byzantinismus ebenbürtig an die Seite stellen können. Dies Prinzip des Schweigens geht aus verschiedenen Ueberlegungen hervor, die zum Teil wohl nicht so idealer Natur sind, wie behauptet wird, sondern aus praktisch-„politischen" Gründen entspringen. Ob man diesen Standpunkt auf die Dauer wird aufrecht erhalten können, ohne mehr an öffentlichem Ansehen einzubüssen, als sein Beibehalten auf anderem Gebiet Vorteil bringt, ist wohl recht zweifelhaft.

Ich komme nun noch zu einem Punkte, der vorher bei der bewusst byzantinischen Presse schon berührt wurde. Das sind jene kleinen, koketten, niedlichen Geschichten mit den rein menschlichen Charakterzügen. Sie werden meist aus der byzantinischen Presse übernommen und von der politischen in irgend einer Ecke gebracht. Die Leser wollten so etwas und würden höchst ungehalten sein, wenn man diese Rubrik ganz ausschaltete. Wie gesagt, ist sie an und für sich auch nicht schädlich, sondern nur der Ton macht sie dazu. Es ist leicht und kostet kaum Zeit, sie etwas zu redigieren und ihnen damit ein ganz anderes, ein anständiges Gesicht zu geben, auch die gar zu geschmacklosen auszuschalten. Wendete man diesem Punkte etwas mehr Aufmerksamkeit zu, so würde tatsächlich viel Gutes geschaffen. Es fällt jetzt bisweilen direkt als ein Widerspruch zu den bekannten Grundsätzen und Ansichten von Blättern auf und lässt sich eben nur dadurch erklären, dass man der Sache keine Aufmerksamkeit geschenkt und ihre Aufnahme unter anderem Kleinkram einfach hat durchgehen lassen. Die Leserkreise aller dieser Blätter würden schon bald eine solche Wandlung als sympathisch empfinden, und wo sie es nicht gleich tun, sich daran gewöhnen. Die Blätter selbst aber hätten die Einheitlichkeit ihrer Anschauung auch auf die minderwichtigen Spalten ausgedehnt.

Römische Byzantiner.

Als im Monat Mai 1905 der Kardinal Kopp dem Kaiser zu Metz das Grosskreuz des Ordens vom heiligen Grabe überreichte, schrieben die „Leipziger Neuesten Nachrichten“: „Man braucht kein politischer Zeichendeuter, kein Vogelschauer zu sein, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, dass jene Dekorierung des Kaisers nur eine Episode in einem bedeutungsvollen Akt, nur eine psychologische Spekulation auf das Wesen eines Monarchen bildet, dessen Phantasie sich gern gefangennehmen lässt von der Romantik, die von der Vorstellung des heiligen Grabes ebenso ausgeht, wie von dem gewaltigen Bau, den man das Papsttum nennt. Wir wissen es ja längst, dass Kaiser Wilhelm von der römischen Kirche sich ein ideales Phantasiebild geschaffen hat, dass er überzeugt ist, Rom sei ebenso, wie er selbst, bereit, volle Toleranz zu üben und auch dem Protestantismus sich mit versöhnender Liebe zu nahen. Wir wissen, dass er nicht, wie Fürst Bismarck, in der römischen Kirche eine rein politische Institution erblickt, die den Ausspruch auf Beteiligung an der weltlichen Herrschaft erheben darf, die als unveränderliche Eigenschaft den Trieb zum Umsichgreifen in sich trägt, die in ihrer Herschsucht keine anderen Götter neben sich duldet, dass er vielmehr in der römischen Kirche und im Papsttum die berufenen Bundesgenossen zur Erfüllung seiner volksbeglückenden Hoffnungen sieht.“

Ergänzend könnte man zu diesen treffenden Ausfüh-

rungen bemerken, dass der Kaiser wohl auch in seinem Verhalten der römischen Kirche gegenüber durch den Glauben und die Zuversicht bestimmt wird, er könne in ähnlicher Weise eine Politik rein persönlicher Einwirkung ihr gegenüber treiben, wie er sie sonst im Verkehr mit fremden Staatshäuptern für erfolgreich hält. Ich glaube, dass der Verfasser der obigen Auslassungen insofern überhaupt das Wesen des Kaisers nicht richtig trifft, als er die politische Berechnung, so wenig tatsächlich ihre Grundlagen auch sind, einerseits ausschaltet. Des Kaisers Verhalten der römischen Kirche gegenüber in Reden, Reisen und Handlungen weist vielmehr genau dieselben Züge auf, wie in der auswärtigen Politik überhaupt. Nur in noch höherem Grade und teilweise aus anderswo nicht vorhandener Quelle stammend tritt im Verkehr mit Rom die romantische Phantasie hinderlich und verwirrend hinzu. Das Verhältnis des Kaisers zur römischen Kirche und ihren Erscheinungsformen ist ein Gebiet für sich; näher darauf einzugehen würde ausserhalb des Rahmens unserer Betrachtung fallen. Bemerkt sei nur, dass die historischen Gedankenreihen, welche der Begriff Rom im Kaiser erzeugt, teilweise in die Richtung seiner angeborenen Auffassung von Kaiser und Kaisertum fallen; diese entspringt, wie wir sahen, nicht der ursprünglich germanischen, der Fürst sei der erste und beste unter freien Männern. Wohl hat er mehrfach in seinen Reden Gelegenheit genommen, ausdrücklich den nationalen Charakter des heutigen deutschen Kaisertums hervorzuheben, so ausdrücklich, dass es auffiel, denn, wer überhaupt auf nationalem Standpunkt steht, betrachtet wohl heute diese Wahrheit als selbstverständlich. Besonders seine bekannte Rede von 1902 im Rathause zu Aachen gibt hierin zu denken. Er sprach von Karl dem Grossen und sagte: „So bedeutend und so gross war die Figur dieses gewaltigen germanischen Fürsten, dass von Rom ihm

die Würde der alten römischen Cäsaren angetragen wurde, und er ausersehen ward (das Passivum ist bezeichnend für die Auffassung des Kaisers vom Papsttum), die Erbschaft imperii romani anzutreten. Gewiss eine grossartige Anerkennung für die Leistungsfähigkeit unseres eben erst in der Geschichte auftretenden germanischen Stamms. . . . . Da verstand es sich von selbst, dass der gewaltige Karl, der grosse Frankenkönig, die Blicke Roms auf sich lenkte, welches in ihm seinen Schutz und Hort erblickte. . . . . Was er mit seiner gewaltigen Persönlichkeit vermochte, das versagte das Geschick seinem Nachfolger." — Der Kaiser kommt dann auf den nationalen Charakter des heutigen Deutschen Reichs zu sprechen, gipfelnd in dem bekannten Wort: „Beschränken wir uns nach aussen, um nach innen unbeschränkt zu sein"; man müsse ein geistiges Weltimperium anstreben. Den Schluss der Rede bildete der Hinweis auf die Notwendigkeit der Religion und die hohe Anerkennung, welche der Papst durch General von Loë als Sendboten der Regierung des Kaisers gezollt habe. — In dieser und auch noch in andern ähnlichen Reden scheint unverkennbar, dass Kaiser Wilhelm von dem Gefühl häufig beherrscht wird, ein gewisser kirchlich-religöser Nimbus, wie ihn nur die römische Kirche zu liefern imstande sei, müsse für das deutsche Kaisertum und speziell die kaiserliche Persönlichkeit von grossem Werte sein. Sehr oft hat er ferner ausgesprochen und angedeutet, dass er sich als Schützer und Hort der christlichen Religion überhaupt betrachte. Leo XIII. soll er gesagt haben, zugleich mit dem Verlangen, anstatt Frankreichs das Mandat zum Schutz der im Auslande wohnenden Katholiken zu erhalten, er brauche weite Horizonte und ersticke in den engen Grenzen europäischer Politik. Gewiss hat er früher und später auch wieder ganz anders gesprochen, aber es ergibt sich doch aus diesen und ähnlichen Aeusserungen, dass ihm derartige

Anwandlungen nicht fremd sind, und nach unserer Darlegung seiner Hauptcharakterzüge scheinen sie auch nur eine natürliche Konsequenz. Einen vollgiltigen Beweis für die Richtigkeit liefert aber das Verhalten der römischen Kirche ihm gegenüber und das ihrer politischen Vertreter auf dem deutschen Arbeitsgebiet: der hohen Geistlichkeit und der ultramontanen Partei. Sie alle tragen in ihren Aeusserungen dem Wesen des Kaisers in vollendet durchdachter Byzantinerei Rechnung. Den Grundton bildet bei den römischen Repräsentanten auf deutschem Boden der stete Hinweis auf die „unverbrüchlich" deutschnationale Gesinnung der deutschen Katholiken; mit gewaltiger Entrüstung wird die erfahrungsmässig berechtigte Einteilung in Ultramontane und deutschnationale Katholiken zurückgewiesen und nur als eine infame Entstellung der Verhältnisse durch protestantische Eiferer und „Ueberpatrioten" bezeichnet. Dem Kaiser bieten sie beides mit vollen Händen: die von ihm ausdrücklich geforderte „nationale Beschränkung" und zugleich den Titel als Hort des christlichen Glaubens und der Kirche weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Auch die „kleinen Mittel", in Gestalt organisch ausgebildeter Byzantinerei, werden nicht verschmäht, und sie müssen umso mehr Eindruck machen durch den häufig gebrauchten Vergleich des Kaisers mit dem jeweiligen Papst. Kaiser Wilhelm war bekanntlich ein persönlicher Verehrer Leos XIII., der ihn mit vollendeter Menschenkenntnis zu behandeln wusste; er hat aber für das Papsttum überhaupt — und hierin kann man den obenerwähnten Auslassungen der „Leipziger Neuesten Nachrichten" vollkommen recht geben — eine romantische Verehrung, die sich nur durch Gefangennahme seiner Phantasie erklären lässt. Schliesslich kommt noch eins hinzu: Der Kaiser kämpft auch hier mit dem Schatten Bismarcks, und wenn er immer wieder sagt,

die Katholiken dankten es dem deutschen Kaiser, wenn sie frei ihrem Glauben leben könnten; wenn der Papst und seine Organe ihm das gleiche sagen, so liegt darin die Anspielung auf den Kulturkampf, als eine grundsätzlich verwerfliche Idee. Daran wird nichts geändert durch Aeusserungen wie die weiter unten erwähnte dem Senator Behrmann gegenüber; sie zeigt nur die früher hervorgehobene Tatsache, dass der Kaiser entgegengesetzten Einflüssen zugänglich ist; die stärkern haben natürlich die grössere, länger dauernde und öfter eintretende Wirkung.

Besonders ist es der Kölner Erzbischof Fischer, welcher keine Gelegenheit unterlässt, öffentlich sich in einem Sinne zu äussern, der auf die persönlichen Eigenschaften und Ansichten des Kaisers zugeschnitten ist. Schon in seiner Einführungsrede im Jahre 1903 unmittelbar nach dem Trierer Schulstreit, erklärte er, Kirche und Staat seien zwar verschieden, aber nach Gottes Willen keine entgegengesetzten Lebensgebiete, sondern beide berufen, in Eintracht die Menschheit zu ihrem von Gott gesetzten Ziele zu führen. „Das sind die Grundsätze, die unser weiser Papst zu verschiedenen Malen feierlich ausgesprochen hat, und nach denen er handelt im Verkehr mit den Nationen des Erdkreises. Das sind die Ideen, die auch Geist und Herz unseres erhabenen kaiserlichen Herrn bestimmen. Darum belieben Seine Majestät bei mannigfacher Gelegenheit die Bedeutung und die Notwendigkeit des religiösen Einflusses auf das Leben der Gesellschaft zu betonen.“ — Dieses „darum“ bitte ich besonders zu beachten. — Kurz darauf sagte er in einem Hirtenbrief: „Wir deutschen Katholiken lieben Rom und Papst, aber wir lieben auch unser Vaterland und unser Volk und protestieren laut dagegen, wenn hier und da Unverstand und Leidenschaft versucht, zwischen dem Katholizismus und dem deutschen Volkstum einen Grenzwall aufzurichten.“ Er werde immer in Treue

zu dem erhabenen Herrscher stehen, der von Gottes Gnaden (!) die Geschicke des neuen Deutschen Reiches zu lenken berufen sei und das Wort predigen „Fürchte Gott und ehret den König". — Zu Aachen, im Oktober 1905, nennt er Kaiser Wilhelm II. „einen wahrhaft herrlichen Kaiser, dem alle Herzen zujubelten"; er erinnert an Karl den Grossen und sagt, in den Gliedern des erhabenen Hauses der Hohenzollern sei der alte Barbarossa wieder erwacht. Das neue Reich sei anders als das alte, aber ein der neuen Zeit entsprechendes Kaisertum, alle müssten ihm zujubeln, die ein Herz für Deutschlands Grösse und Herrlichkeit hätten, auch die deutschen Katholiken. — Kurz vorher hatte er in Düsseldorf erklärt: „wir Katholiken werden aber uns die Freude am Vaterlande und die Liebe zu ihm und zu seinem von Gottes Gnaden (!) waltenden Herrscher, unsern erhabenen kaiserlichen Herrn, nicht verbittern und nicht trüben lassen." Kardinal Fischer ist offenbar im Glauben befangen, dass der deutsche Kaiser sich im überlieferten Sinne als von Gottes Gnaden betrachtet und versäumt deshalb nie bei seiner Erwähnung diesen Zusatz. Sehr merkwürdig und unbegreiflich ist eigentlich, dass ein katholischer Kirchenfürst einen ketzerischen Kaiser als „von Gottes Gnaden" betrachten kann, zumal sich ja auch der jetzige Papst in allerschärfster Weise gegen den Protestantismus als abscheuliche Ketzerei ausgesprochen hat.

Auch eines andern byzantinischen Mittels bedienen sich die Vertreter der römischen Kirche in Deutschland immer, wenn die ultramontanen Bestrebungen und die Propaganda auf Kosten des Protestantismus auf evangelischer und nationaler Seite blossgelegt oder angegriffen werden. Man dreht die Sache dann so, als ob dieser Kampf gegen die Person des deutschen Kaisers gerichtet sei. Man hebt auch entsetzt die Hände gen Himmel und sagt: diese

Leute haben „sogar" die Regierung angegriffen; als ob die Ultramontanen das nicht täten, wenn sie es für vorteilhaft und im Bewusstsein ihrer Machtstellung für ungefährlich erachteten. Dabei zeichneten sich gerade die Kirchenfürsten des deutschen Westens durch alles eher als Duldsamkeit aus; ich erinnere nur an die Absolutionsverweigerung an Eltern, die ihre Kinder in paritätische Schulen schicken und an die Kirchhofsedikte des Metzer Bischofs Benzler. Desselben Benzler, der bei seiner Vereidigung erklärte: „Euer Majestät haben mir schon soviel Beweise gnädigsten Wohlwollens gegeben, und auch in Uebereinstimmung Euer Majestät mit dem apostolischen Stuhle in meiner Berufung auf den bischöflichen Stuhl von Metz muss ich dankbar ein Zeichen unverdienten Vertrauens (was das unverdiente betrifft, hatte er sicher Recht) von seiten Euer Majestät erkennen. . . . . Wie bisher, so soll auch fürderhin mein inniges Gebet sein: Gott erhalte und schirme Euere Majestät, Ihre Majestät die Kaiserin, und das ganze Königliche Haus.". Bei der Einweihung des Metzer Domportals sagte der Bischof Benzler: dankbar werde man der Nachwelt berichten, wie „ein edler deutscher Kaiser durch geniale Künstlerhand der alten Kathedrale diesen Schmuck gegeben habe, der neue Portalbau zeuge von dem hohen christlichen Sinn des kaiserlichen Mäcen. Der Kaiser erstrebe den Ruhm, sein Volk in Frieden zu beglücken, des Kaisers Wirken seien Werke des Friedens und Segens."

Man hat keinen Grund zur Annahme, dass diese Flut byzantinischer Phrasen angewandt werden würde, wenn man sich nichts nützliches davon verspräche, und die Erfolge sind ja auch nie ausgeblieben. Gerade wegen ihrer Eigenschaft als römische Geistliche, weil sie vor allem Diener der Kirche und Vertreter des Papstes sind, haben die Schmeicheleien und Lobsprüche dieser Politiker einen

vergleichsweise grösseren Wert als die z. B. eines deutschen Botschafters, dessen amtliche Existenz und Wirken vom Kaiser abhängt und in jedem Moment durch ihn abgeschnitten werden kann. Ebenso, wie bei Herrn Speck von Sternburg, wollen wir uns hier fragen: was können diese Sprüchlein bezwecken, wem können sie nützen, wen sollen sie blenden? Um mit dem letzten anzufangen, blenden sollen sie zunächst den Kaiser über den internationalen Charakter und die nationalfeindliche Tendenz der römischen Kirche, wie sie aus ihrer ausschliessenden Universalität ohne weiteres hervorgeht. Blenden sollen sie ferner die deutschen Katholiken, und das ist ein sehr wichtiger Punkt. Ein objektives Urteil über das vaterlandsfeindliche Wesen der römischen Kirche will man ihnen unmöglich machen und vor allem den Begriff des Ultramontanismus im Gegensatz zu einem auf nationalem Boden stehenden und in rein religiösen Grenzen bleibenden Katholizismus verwischen. Unterscheiden tut sich diese Byzantinerei von der andern bei uns üblichen im Wesen dadurch, dass sie bewusst auf ein grosses Ziel: die Vermehrung des römischen Einflusses auf konfessionellem und politischem Gebiet ausgeht. Für dies Ziel spielt natürlich eine grosse Rolle, möglichst Stimmung zu machen gegen die auf rein nationalem Boden stehenden Deutschen und sie beim Kaiser in Misskredit zu setzen. Ein hübsches Beispiel dafür bot im Spätherbst 1905 die Unterhaltung des Kaisers und des Grossherzogs von Baden mit dem Erzbischof von Bamberg. Ein ultramontanes Blatt berichtete davon, der Erzbischof habe in „kräftigen und geistvollen Mannesworten" für die konfessionelle Friedensliebe und die Reichstreue der deutschen Katholiken Zeugnis abgelegt. Er habe gesagt, dass der unter den Protestanten weit verbreitete Mangel an Vertrauen in den guten Willen der Katholiken vielfache Ursache der Misstimmung und des Unfriedens sei, dass aber

des Kaisers energische Betonung christlicher Grundsätze in seinen Reden den ungeteilten Beifall der Katholiken gefunden und viel dazu beigetragen habe, ihm ihre Herzen zuzuführen. — Ganz kurz vorher hatte der Papst Pius X. den protestantischen Glauben, den ja doch auch der Kaiser und der Grossherzog von Baden bekennen, als „verdammenswerte Häresie" ausdrücklich bezeichnet. Einige Monate vorher erinnerte Erzbischof Fischer in einer Rede zu Krefeld an die Aachener Rede des Kaisers. — Hier hatte Wilhelm II. den Ausdruck gebraucht, er stelle sein Haus, sein Heer, sein Volk und sein Reich unter das Zeichen des Kreuzes. Das begeisterte den Kardinal zum Ausspruch: „Wahrlich einem solchen Herrscher zu dienen, ist keine kalte Pflicht, sondern eine freudige Herzensangelegenheit. . . . . So darf ich als Oberhaupt der grossen rheinischen Erzdiözese . . . die Versicherung geben, dass die Katholiken in diesen westlichen Teilen des deutschen Vaterlandes unentwegt feststehen in der Treue zu Kaiser und Vaterland, dass sie ihr Vaterland lieben und zugleich den erhabenen edlen Herrscher lieben, den uns die Vorsehung gegeben und den Gott noch recht lange erhalten möge". — Es ist doch wohl eine schwierige theologische Frage, wie die Vorsehung es möglich macht, einem römischen Erzbischof einen häretischen Kaiser zu geben und dabei noch Vorsehung zu bleiben. Ist aber der Erzbischof dieser Ansicht, wie können dann die erwähnten Vorgänge nicht weit von Köln von der Kirche geduldet werden? Solche Kleinigkeiten fechten ihn aber nicht an und haben es auch früher nicht getan, als er z. B. sogar eine Rede über die Echtheit und Unechtheit der Reliquien in Aachen nicht ohne einen Lobgesang auf den Kaiser halten zu können glaubte. „Jüngst hat unser herrlicher Kaiser bei seiner Anwesenheit in dieser alten Kaiserstadt in feierlicher Weise das Wort des heiligen

Apostelfürsten Petrus wiederholt: „Es gibt in keinem andren Heil etc.“ Ein Wort und eine Tat würdig des Herrschers, von dem kein Geringerer als der heilige Vater Leo XIII. mir bei Gelegenheit einer Privataudienz vor anderthalb Jahren voll Bewunderung sagte, er trage etwas vom Geiste Karls des Grossen in sich. Dieses apostolische Wort von des Kaisers Majestät bei denkwürdigem Anlass wiederholt, scheint mir auch die Signatur der Aachener Heiligungsfahrt zu sein.“ Dies Beispiel zeigt besonders, wie man die Persönlichkeit des Kaisers nicht nur den Protestanten, sondern auch freien und deutsch denkenden Katholiken gegenüber als taktisches Mittel benutzt. In welchem Sinne der Kaiser seinerzeit jenen Spruch angeführt hatte, das konnte der damalige Weihbischof mit Recht als von der grossen Masse vergessen annehmen. Man wusste nur, der Kaiser habe geredet und schloss nun nach der Rede des Bischofs natürlich, der die Worte in Verbindung mit der Reliquienfahrt brachte, auf ganz andere Anschauungen des Kaisers. Den Kaiser selbst entschädigte der gute Bischof für diese Falschmünzerei mit dem Prädikat als Karl der Grosse. Gehalten wurde die Rede im Sommer 1902, in einer Zeit, als Leo XIII., bezw. Rampolla, alles taten, um Deutschland und Frankreich gegeneinander aufzubringen, als in Frankreich der Kampf gegen den Klerikalismus auf der Höhe stand. Wohlberechnete Schmeichelei gegen den Kaiser wurde als zum Ziel führendes Mittel angesehen.

1903 sagte Fischer: „Wie schön und erhebend war das Zusammenwirken zwischen Papst und Kaiser. Wenn der Papst und der Kaiser auch in manchen Beziehungen verschieden sind, anerkennen müssen wir doch die Kongenialität, in der sie in ihrem Schaffenseifer auf allen Gebieten dieses Lebens zusammenwirken. Dies Zusammenwirken der beiden grössten Herrscher der Jetztzeit ist umso wichtiger, als der Geist der Verneinung,

der Zerstörung und des Umsturzes in unserm Vaterland weitere Verbreitung gefunden hat."

Einen seiner Gipfel erreichte der klerikale Byzantinismus während der Romfahrt des Kaisers im Jahre darauf; während jener Zeit konnten die grossen ultramontanen Blätter in Deutschland mit Stolz behaupten, dem Berliner Lokalanzeiger kongenial zu sein. Leider kann ich nur einige Hauptpunkte aus jenen langatmigen Schilderungen hervorheben. So schrieb man der „Germania" aus Rom: „Der Tag war grossartig in jeder Beziehung, an jedem Besuch eines Souveräns beim heiligen Vater kritteln die Liberalen und wollen ihm ihre Ansichten aufoktroyieren. Sie wissen aber aus zweimaliger Erfahrung, dass Wilhelm II. selbst weiss, was er zu tun und zu lassen hat, und das hat Seine Majestät wieder der Welt gezeigt. Darum war der Tag ein grosser Ehrentag für das Papsttum, für den Kaiser und für unser ganzes grosses Vaterland (welches?)" Einige Tage später schrieb dasselbe Blatt, immer in derselben edlen Absicht, dem Kaiser zu schmeicheln, Misstrauen und Verstimmung zwischen Deutschland und den romanischen Staaten zu schaffen: „Blicken nicht auch zahlreiche Franzosen mit Stolz und Bewunderung auf den deutschen Kaiser Wilhelm II., was hat das ganze Konglomerat von politischen Strebern und Radaupolitikern, das sich französische Regierung nennt, in der ganzen Welt für ein verschwindendes Ansehen gegenüber der souveränen Autorität, der sich unser Kaiser als Monarch, als Christ, als Mensch in der ganzen Welt zu erfreuen hat. Und in der ganzen katholischen Welt, die treuen Katholiken Frankreichs nicht ausgeschlossen, wird der Besuch des Kaisers beim Papst die Sympathien für unsern Kaiser nur vermehren."

Zum Besuch des Kaisers im Benediktinerkloster zu Monte Cassino (von Rom aus): Zuerst wird geklagt über die Bestrebung des Königs von Italien die „kaiserlich-

deutsche in eine königlich-italienische Visite umzuwandeln". „Nur der echt deutschen Eigenart unseres erhabenen Herrschers ist es zu danken, dass dies alles möglichst gemildert wurde und dass durch seine Katholikenfreundlichkeit schliesslich manche ministerieller- und freimaurerischerseits gewünschten Dinge zu Wasser wurden. Wilhelm II. konnte nicht wohlwollender und freundlicher . . . sein, als er gestern war, trotz (!) der Anwesenheit des Königs, des savoyischen Prinzen und der italienischen Funktionäre, und das ist der Glanz- und Hauptpunkt des gestrigen Tages." — Wir sehen überall im Verein mit der Proskynese die politische Giftmischerei. Auch ein allerliebster und rührender Charakterzug darf nach Lokalanzeigermanier nicht fehlen. „Nun ging es in die Toretta, das uralte Klösterchen des heiligen Benedikt. Hier will ich eine kleine Episode erzählen: Der Kaiser schien von dem Kreuzbild besonders bewegt zu sein und betrachtete es lange, dann trat er etwas zurück und zog den zunächst von ihm stehenden General an seinen Platz, weil dieser aber sehr gross war und ausserdem der Torbogen ihm einen Teil des Bildes oben abschnitt, so drückte der Kaiser ihn nieder, bis er das ganze Bild im Lichte hatte." — Wahrhaft ergreifend! — „Der Abschied des Kaisers vom Abte und den Mönchen war ein fast tief bewegter. Die geheiligte Stätte hatte ihren Eindruck auf das für alles Erhabene zugängliche Gemüt unseres Kaisers nicht verfehlt." — Es wird dann bedauert, dass der Kaiser keine Gelegenheit zu einer Rede hatte, weil auch der König von Italien nicht sprach: „Die Worte, welche unser Kaiser sicherlich im Busen trug, man hätte sie so gern gehört, aber er konnte dem Landesherrn nicht vorgreifen; es war nur schade um die schönen Worte, welche Seine Majestät gewiss gesprochen haben würde." Der Kaiser spricht dann bedeutsame Worte über die Kunst und während dessen: „Verewigten sich der Kronprinz und Prinz Eitel Friedrich in der Krypta dadurch, dass sie selbst

einige Goldmosaikstücke in die noch nicht vollendete Decke einsetzten. So haben auch — Hohenzollern hier mitgearbeitet."

In Rom aber war man auch nicht müssig, italienische Klöster flaggten schwarz-weiss-rot und wo der Monarch hinkam, da meldeten sich deutsche Bischöfe bei ihm, deutsche Pilger, Nonnen und Priesterzöglinge waren à la Potemkin an allen Strassenecken vorhanden. Das Wort „Heil Karl dem Grossen" oder „Hoch Karl der Grosse" ertönte überall mit einer Regelmässigkeit, die an das „Guten Morgen Majestät" bei einer Truppenbesichtigung erinnerte; alles war wohleinstudiert und die Instruktion klar. Jener Brief des Kaisers an den Admiral Hollmann wurde von Kardinälen zum Anlass genommen, dem Kaiser Angenehmes zu sagen; gleichwohl enthielt er eigentlich nichts, was gerade einem römischen Kardinal gefallen könnte. Ganz kurz nachher schrieb ein italienisches Blatt: „Glücklich dagegen die Franzosen, die 1870 mit Elsass-Lothringen unter die Herrschaft Deutschlands kamen, alles andere als Revanche! Dieser verständige und tapfere Kaiser, der kaum mehr dem Namen nach Protestant ist, begünstigt die katholischen Märtyrer, die die Sanskulotten von der Seine geächtet haben. Elsass und Lothringen füllen sich mit verbannten Ordensbrüdern und Schwestern, und jene ‚alten Franzosen sehen sich gezwungen, ihrem Vaterland untreu zu werden und ihren Eroberer zu segnen. Kürzlich hat Kaiser Wilhelm beim heiligen Vater die Errichtung einer katholischen theologischen Fakultät an der kaiserlichen Universität in Strassburg betrieben und erreicht. Die für diese Errichtung stipulierten und von Deutschland unterschriebenen Bedingungen sind von reinem apostolisch-römisch-katholischen Gepräge. Wir sprechen davon noch genauer, unterdes unterhaltet Euch damit, mit vollen Lungen zu rufen: „Es lebe Wilhelm II". — Bekanntlich

liessen die Jesuiten nicht auf sich warten und auch sonst sehen wir ja überall die byzantinische Saat lustige Früchte treiben. Im Vatikan hatte Kaiser Wilhelm dem Papst die Hände geküsst, und nicht lange nachher betete er, dass Gott des Leben des Papstes zum Heil der ganzen Welt noch lange erhalten möge. Es sei mir gestattet, hier einzuschalten, dass ich diese ganzen Dinge nur vom psychologischen und politischen Gesichtspunkt betrachte, nicht dagegen von einem persönlich religiösen. Wollte jemand das, so ergäben sich noch sehr weite und für überzeugte Protestanten nicht erfreuliche Perspektiven. Den Protestanten und speziell der protestantischen Presse in Deutschland kann man, und das fordert hier wohl die Gerechtigkeit, das Zeugnis geben, dass sie sich durchweg vom Byzantinismus völlig freihält. Ein Beispiel gab die bekannte Görlitzer Rede des Kaisers im Jahre 1902, wo er sagte, sein Hauptwunsch sei „Freiheit in der Fortentwicklung der Religion". Die ultramontane Presse, welcher eine Fortentwicklung der Religion überhaupt Ketzerei ist und das schwerste Verbrechen gegen den Geist der Kirche, und nun gar eine Freiheit in dieser Entwicklung, ignorierte mit grosser Gewandtheit die kaiserlichen Worte, und wo das nicht geschah, erklärten die grossen ultramontanen Blätter, der Kaiser hätte sich diesmal lediglich auf die protestantische Kirche bezogen, benutzten gleichzeitig die Gelegenheit, um protestantische Blätter mit loyalem Abscheu zu kennzeichnen, weil sie offen Stellung gegen den Kaiser hierin genommen hatten. Der evangelische Reichsbote schrieb dagegen von der Rede: „Wie sie vorliegt, erinnert sie in ihren letzten Sätzen an bekannte Aeusserungen von Politikern aus der Zeit vor der Revolution. . . . Die evangelische Kirche gewährt ihren Mitgliedern so grosse Freiheit, dass sie grösser kaum gedacht werden kann, wenn die Kirche überhaupt bestehen soll. Wenn aber die Worte

des Kaisers Anwendung finden sollen, dann dürfen in Zukunft Männer der Sozialdemokratie, wie Arons, nicht mehr von dem Katheder der Wissenschaft ferngehalten werden." Solche Aufrichtigkeit kommt nicht aus dem Zentrumsturm, höchstens lässt man sich zu dem bei einer andern Gelegenheit gebrauchten Ausdruck herbei: „hätte der Kaiser geahnt, wie die Hetzer sein Wort missbrauchen würden, vielleicht hätte er es gar nicht gesprochen, sicher ist, dass diese missbräuchliche Verwertung seiner Absicht ihm gänzlich fernlag."

Sehr viel feiner ist die Behandlungsweise des Kardinals Kopp, der sich bekanntlich ganz besonderer Wertschätzung seitens des Kaisers erfreut. Aber auch bei ihm tritt der eine Punkt immer deutlich hervor, dem Kaiser zu sagen, dass der Papst eine ganz ausserordentlich hohe Meinung von ihm habe, und einem Zuhörerkreise gegenüber auszudrücken, dass Kaiser und Papst durch ein immer stärkeres Band aneinander geschlossen würden. Eins der besten rednerischen Meisterwerke Kopps war seine Ansprache an den Kaiser zu Metz im Mai 1905; sie ist zu lang, um sie hierher zu setzen. Aber jeder einzige Satz ist auf das Persönliche und auf die politischen und romantischen Träume des Kaisers berechnet. „Unvergesslich bleiben die erhabenen Aeusserungen und Kundgebungen religiöser Gesinnung, durch die Eure Majestät die orientalische Christenheit erbauten und begeisterten." Rühmend wird der „Heimstätte" Erwähnung getan, welche die deutschen Katholiken durch die hochherzige Schenkung des Kaisers an den heiligen Orten erhalten hatten. Freudig habe der Papst zugestimmt. Und nun wird die Verleihung dieses Ordens vom heiligen Grabe zu einer Wichtigkeit aufgebauscht, wie sie nur ein Redner wie Kardinal Kopp meistern konnte. Er hält dazwischen dem Kaiser als von fern lockendes Bild vor das Mandat zum Schutz aller im Auslande lebenden

Katholiken; ohne es natürlich auszusprechen. Der Kaiser antwortete in einer Weise, die zeigte, dass ihn die Verleihung des Ordens ausserordentlich erfreute und die Endworte bewiesen, dass er auch die politische Anspielung für bare Münze nahm und sich angenehm durch sie berührt fühlte: „Ich nehme diesen Orden gerne entgegen und erblicke in dieser Ehrung ein neues Band, welches mich mit der religiösen Betätigung der Christenheit im heiligen Lande verbindet."

Zum Schluss verdient noch die Ansprache des Kardinals Kopp dem Vergessen entrissen zu werden, welche er gelegentlich der Hochzeit des Kronprinzens dem Kaiser und der Kronprinzessin hielt; zugleich überbrachte er als Geschenk des Papstes ein Mosaik. Ich entnehme der Ansprache die folgenden Stellen: „Der Hinblick auf die Millionen katholischer Untertanen, die in treuer Liebe und Anhänglichkeit zu Eurer Majestät zu ihrem allzeit gütigen und gerechten Landesvater emporblicken. Die erhabene Stellung Eurer Majestät, deren Einfluss von einem Pole zum andern sich geltend macht und mit fester, aber auch sanfter Hand den Verkehr der Völker auf die ewigen Grundsätze christlicher Ordnung zurückzuführen bestrebt ist; das Band persönlicher, vertrauensvoller Beziehungen, die Eure Majestät in weiser Würdigung der segensvollen Bedeutung kirchlichen Friedens stets zu dem Inhaber des päpstlichen Stuhles, wie dem verewigten Leo XIII. so zu dem jetzigen, gepflegt haben und pflegen: Alles dies drängt seine Heiligkeit zur innigen und freudigen Teilnahme an der hohen Festfeier usw." Der Kardinal vergisst nicht einen Hinweis auf die Feier des 1150jährigen Jahrestages des Märtyrertodes des heiligen Bonifatius, von dem der Kaiser in früheren Reden öfters gesprochen hat. Der heilige Bonifatius bildet nun gerade für das deutsche Volk eine Erinnerung im römischen Sinne. —

Wirklich, hier könnten sich Herr Speck von Sternburg und seine Kongenialen ein Beispiel nehmen, sie reichen lange nicht heran. Etwas massiver als die des Fürstkardinals waren einige Jahre weiter zurück die Lobsprüche des Generals von Loë, welcher, wie erwähnt, als Sendbote zwischen Kaiser und Papst fungiert hatte. Der sagte in einer Katholikenversammlung zu Bonn mit Beziehung auf die schon erwähnte Rede des Kaisers in Aachen: „Der Eindruck, den die mächtigen Worte des Kaisers . . . . hervorbrachten, ist unbeschreiblich, die Begeisterung hat sich begreiflicherweise über ganz Deutschland verbreitet, sie hat alle Kreise der Nation ergriffen, dagegen verschwindet die kleinliche Kritik, die ängstlichen Bedenken, mit der engherzige konfessionelle Polemik an der herrlichen Kaiserrede zu nörgeln versucht. . . . . Alle diese Bedenken und Gefahren existieren nur in der Einbildungskraft der Kritiker, das selbstbewusste Friedenswort des Kaisers bleibt unangetastet. Es wird segensreich fortwirken. Dass der heilige Vater die Persönlichkeit des Kaisers, seine Gerechtigkeit gegen seine katholischen Untertanen, die geordneten staatlichen Verhältnisse und kirchlichen Verhältnisse in Preussen rückhaltlos lobend anerkannt habe, dafür bürgt Seiner Majestät die Berichterstattung seines Gesandten während zweimaliger Sendung und das Soldatenwort seines Generals."

Ich glaube, es ist nicht nötig, diese kleine Sammlung von Stichproben aus einer kurzen Reihe von Jahren noch weiter fortzusetzen. Sie sollte nur den Beweis liefern, mit welcher Gewandtheit und Ausdauer die römischen bezw. ultramontanen Kräfte ihre Zwecke die Byzantinerei heiligen lassen. Ueber Mangel an Erfolg hat man nicht zu klagen gehabt und für uns ist der Trost nur gering, dass der undeutsche Charakter der Byzantinerei sich darin besonders zeigt, dass alle diese Personen weit geschickter arbeiten

als der grösste Teil unserer deutschen Byzantiner, soweit sie nicht durch die römische Schule gegangen sind. Die Methode hat noch den Vorteil, dass eine unfreundliche oder drohende Haltung, wenn man für richtig hält, sie einzunehmen, eine um so grössere Wirkung ausübt.

Wie die Verhältnisse lagen und liegen, ist gerade hier auf eine Besserung nicht zu rechnen. Die einzig denkbare Möglichkeit wäre da, wo wir sie vorher auf politischem Gebiet angenommen haben, nämlich in einer kritischen Zuspitzung der Dinge; sie könnte unter Umständen dem Kaiser ein- für allemal die Augen öffnen, über die Grösse der Gefahr, welche für den deutschen Nationalstaat in Gegenwart und Zukunft im Ueberhandnehmen des römischen Einflusses besteht. Dass der Kaiser bisweilen sich solchen Erwägungen nicht verschliesst, zeigen gelegentliche Aeusserungen von ihm, u. a. die freilich nicht verbürgten Worte, die er gelegentlich der Einweihung des Berliner Doms dem Hamburger Senator Behrmann gesagt haben soll (Wunsch einer anti-ultramontanen Bewegung). Diese und andere lassen aber schliesslich nur erkennen, dass er gelegentlich solchen Gedanken und Gefühlsassociationen zugänglich ist, ebenso wie entgegengesetzten; ausserdem beschränken sie sich auf das kirchliche Gebiet und lassen die viel wichtigere nationale Frage ausser Betracht; sie ist die primäre und auf ihrer Beantwortung beruht letzten Endes auch alles Kirchliche und Konfessionelle. Bei seiner Eindrucksfähigkeit, der Beweglichkeit von Geist und Phantasie, kann man aber nicht weitergehende Berechnungen daran knüpfen. Halten können wir uns nur an Tatsachen, soweit sie aus Handeln und Dulden hervorgehen, und da ist unverkennbar das Ueberhandnehmen des römischen Einflusses und damit das Wachsen der Gefahr für das nationale Leben, ganz abgesehen von der wehrlosen Schwäche der Regierung gegenüber der politischen

Partei des Zentrums. Wenn mit der Zeit eine tiefgehende nationale, also nicht nur kirchliche Bewegung gegen den ultramontanen Einfluss entstände, so wäre eine starke Wirkung auf den Kaiser wahrscheinlich. Davon sind wir aber noch sehr weit entfernt.

Empfänge, Feste und Kunst.

Die Zeiten, wo nur Fürsten Reichtum besassen, Pracht und Aufwand nach aussen entfalten konnten, sind längst vorbei. Es bedarf heute weder kriegerischer Macht noch der Herrschereigenschaften, um Vermögen anzusammeln, die alles übertreffen, was ein konstitutioneller Fürst besitzt, mag ihm auch ausser seiner Zivilliste noch Vermögen eigen sein. Aber auch sonst ist der Unterschied zwischen der Lebenshaltung sehr umfangreicher Schichten und der des Fürsten viel geringer geworden, die Bildung ist gewachsen, der gottähnliche Nimbus des Fürsten geschwunden. Es entspricht nicht mehr dem allgemeinen Gefühl, — wie früher dem der Untertänigkeit im alten Sinne, dem des „Sicheffacierens" —, dass es in seinen Pflichten läge, so prunkvoll aufzutreten wie möglich, sich mit „königlicher" Pracht zu umgeben. Gerade weil das Geld heute jedem, der den mit Recht so berühmten Erwerbsinn besitzt, erreichbar ist, weil es sich in stetem Fluss befindet und international ist, sieht man in ihm wohl etwas sehr Begehrenswertes, aber kein Attribut einer ganz besonders machtvollen und an sich hervorragenden Persönlichkeit.

Dass der konstitutionelle Fürst vom Staat besoldet wird, bestärkt diese Auffasung natürlich auch, denn das frühere Bewusstsein der „Uebermacht" des Fürsten, wenn er nach Belieben und Bedarf Steuern in irgendwelcher Form festsetzen konnte, ist geschwunden. Ausserdem will es scheinen, als ob das Gefühl allgemeiner würde, dass

Einfachheit trotz der Möglichkeit, ihr Gegenteil zu betätigen, höher stehe als der Prunk. Man setzt vom vornehmen Mann eigentlich stillschweigend voraus, dass seine geistige und moralische Bildung gross und fein genug ist, um sich des Uebermasses in der Verminderung seiner Geldmittel nach jeder Seite hin zu enthalten. Niemand wird verlangen und erwarten, dass ein reicher Mann als Asket lebt, wohl aber sieht man ihn als ein wenig nützliches Mitglied an, wenn er sein Geld in einer Weise verwendet und verschwendet, die in keinem Verhältnis zu den Bedürfnissen stehen kann. Es erscheint unsozial.

Was so vom Privatmann sich allgemein sagen lässt, kann auf den Herrscher nicht ohne Aenderung übertragen werden. Er ist genötigt, Repräsentation zu üben, Hof zu halten und eo ipso einen gewissen äusserlichen Glanz zu entfalten. Das liegt in der Natur der Sache, wenn andererseits sicher auch hier Mass und Uebermass zu unterscheiden sind. Kaiser Wilhelm II. ist persönlich prachtliebend und es würde seinen sonstigen Wesenszügen nur entsprechen, wenn er die Entfaltung einer gewissen Pracht bei allen Gelegenheiten, wo er sich nach aussen zeigt, für richtig und nützlich hielte. Es muss seinen Auffassungen vom Herrscher entsprechen, denn der äussere Abstand zwischen Herrscher und Volk tritt damit scharf hervor und wenn, wie gesagt, Privatleute wohl in der Lage wären, ähnlichen Aufwand zu machen, was die Mittel anlangt, so steht dem entgegen, dass sie es nicht können, weil sie eben Privatleute sind; die „Oeffentlichkeit" steht ihnen nicht im selben Masse zur Verfügung. Da der Kaiser im Privatleben einfach und ausser einer keineswegs zum Uebermass neigenden Kunstliebhaberei von verschwenderischen Neigungen völlig frei ist, so muss man eben annehmen, dass er es im Interesse seiner Herrscherstellung für notwendig erachtet, sich mit einem äusseren Apparat

zu umgeben, welchen die meisten seiner Vorfahren nicht für geboten hielten. Je weniger einfach das äussere Auftreten des Fürsten, desto intensiver zieht er den Byzantinismus gross, denn der Mann mit der Bedientengesinnung hat ja das natürliche Bedürfnis zu bewundern, hinaufzuschauen, und die Gelegenheit, es auszuüben, wächst mit den Ansprüchen des Herrn darauf, mögen diese bewusst und gewollt sein oder nicht. Sie nehmen zu mit dem Wert, der auf Aeusseres gelegt wird und es ist nicht ohne inneren Grund, dass die deutsche Sprache von einer „anspruchlosen" Einfachheit redet. Darin liegt also ohne weiteres schon ein Angriffspunkt auf seiten des Fürsten den Byzantinern gegenüber, und der erstere sieht sich oft dem gröbsten Byzantinertum preisgegeben, weil sein Blick gewöhnt und verwöhnt ist. Er nimmt das Entgegenkommen über die Grenzen der Proskynese hinaus für schlichte Demut und freudige Bewunderung huldigender Untertanen und das Verhalten innerhalb jener Grenzen für stille Opposition oder laue Gefühle gegenüber dem Fürsten. Eine sichtbare Folge zeigt sich seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers in ununterbrochener Reihe, das sind die sogenannten festlichen Veranstaltungen in Städten etc., welche der Kaiser besucht, und hier kommen allerdings neben anderen auch die Kosten direkt in Betracht. Nirgends wollen Bürgermeister und Stadtverordnete hinter anderen Städten zurückstehen, und so wachsen denn für einige Tage jene bekannten hölzernen Obelisken mit Guirlanden etc. aus dem Boden; die Stadt legt „reichen Festschmuck" an. Man könnte sicher zugeben, dass dies Geld gut angelegt wäre, wenn es prinzipiell die monarchische und persönliche Ergebenheit Kaiser Wilhelm gegenüber in reiner Form befestigte oder hervorriefe. Die Möglichkeit aber überhaupt vorausgesetzt, ein kaiserlicher Besuch sei imstande so zu wirken, so würden diese Gefühle im

selben Masse erweckt werden, wenn man sich mit einfachen Empfangsvorbereitungen begnügte, oder die monarchische Opferwilligkeit anders, vielleicht durch Einzahlung in irgend einen sozialen Zwecken dienenden Fonds, betätigte. Für die Behörden endlich ist es ausschliesslich eine Sache des Byzantinismus und eines „Wettstreits" mit andern Städten, der kein ideales Moment enthält. Man braucht gar nicht an die Alsterinsel zu denken, welche die Hamburger für einen kurzen Besuch des Kaisers mit Aufwand ungeheurer Summen schufen. Sie ist aber ein nicht zu vergessender „Markstein", der Gipfel dessen, was sich das damals fröhlich aufstrebende und hoffnungsvolle Byzantinertum (und Protzentum) leistete.

Der Kaiser unterlässt auch heute niemals, auf die schöne Ausschmückung einer Stadt hinzuweisen, wenn sie ihm besonders gefiel; die Folgen sind klar, sie arten manchmal nicht nur ins Geschmacklose, sondern ins Lächerliche aus, besonders in Berlin, denn diese glückliche Stadt hat ja die dauernde Pflicht, sich für den Besuch fremder Fürsten zu schmücken. Im heissen und angstvollen Streben, „Hervorragendes" zu leisten, womöglich ein hohes Lob zu erhalten, verfiel man ja beim Besuch des Königs von Italien auf die einzige Idee, die Säulen des Brandenburger Tors zu vergolden, und so das schönste Bauwerk Berlins zu verunstalten. Wochenlang mussten die Stadtväter nachher an den Säulen kratzen lassen, um ihnen ihr ursprüngliches Aeussere wiederzugeben. Der Byzantinerpresse geben die festlichen Aufzüge bekanntlich eine hervorragende Gelegenheit zu „begeisterten Schilderungen". Die froh bewegte Menge wogt, Kinder jubeln, die weiss gekleideten Jungfrauen warten und stammeln errötend; dann kommen die huldvollen Worte, das vorzügliche Aussehen des betreffenden Monarchen oder das anmutige der Fürstin. Damit werden lange Spalten ausgefüllt, kurz, es

gibt nichts fruchtbareres für den Byzantiner, welches Detail er auch bearbeiten mag, als Fürstenbesuche mit festlichen Vorbereitungen.

Wenn der deutsche Kaiser — und es kostet ihm ja nur ein Wort — auf Einfachheit hielte, sich auch schwülstige Ansprachen verbäte, würden die Folgen ganz ausserordentlich wohltätige sein. Der Einzug eines Herrschers in Uniform mit militärischem Gefolge ist an und für sich schon etwas Glänzendes und trägt den Wünschen derer Rechnung, die ohne äusseres Gepräge sich einen Monarchen nicht vorstellen können. Ein Mehr ist ebensowenig nötig wie die Beibehaltung der alten Galakutschen und ähnlichen Apparats; bei diesen Dingen vergisst man immer, dass sie auch einmal neu waren. —

Gerade weil der deutsche Kaiser persönlich nicht besonders grosse Bedürfnisse hat, scheint es durchaus möglich, dass er nach der Erkenntnis, es sei richtig und nützlich, den Glanz des Hofes, äusseren Auftretens usw. in Einfachheit wandelte. Byzantiner würden es bedauern, der überwiegende Teil des Volks aber anerkennen und bewundern, dass der erste Mann des Reichs seine Geringachtung des Aeusseren geflissentlich kundgäbe. Er würde damit sich im besten Sinne als modern zeigen, wie Friedrich der Grosse und sein Vater es zum Wohl ihres Staates getan haben. Ebensowenig, wie Friedrich der Grosse an Respekt durch seine weit getriebene Einfachheit einbüsste, würde es ein moderner Herrscher tun. Er würde einen überaus heilsamen Einfluss durch sein Beispiel auf reiche Leute, auf städtische Verwaltungen und andere Körperschaften ausüben, was allein schon die gröbste Sorte des Byzantinertums ihres Nährbodens berauben würde, denn es gälte dann für vornehm, einfach zu sein.

Wenn durch glänzende Aeusserlichkeiten der Weizen des Byzantiners zur Blüte gebracht wird, so bleibt der

der Sozialdemokratie nicht dahinter zurück. Byzantinertum und antimonarchische Einwirkung fördern einander. Ich bin keineswegs der Ansicht, dass man sich bei allem, was man tut oder nicht tut, überlegen soll, welche Wirkung es auf die Sozialdemokratie hat. Erkennt man aber einen Zustand oder Brauch an und für sich als schädlich an, steht man auf der andern Seite der Tatsache gegenüber, dass er auch der Sozialdemokratie Vorschub leistet, so ist das letztere wohl erwähnenswert. Auch deswegen müssten nach Möglichkeit Aeusserlichkeiten vermieden werden, die viel Geld kosten und über das Mass einer notwendigen Repräsentation hinausgehen. Die sozialistischen Blätter benutzen diese Dinge zu einer rührigen Agitation, die umso wirksamer ist, als man direkt auf die Summen hinweisen kann, welche für geschmack-, sinn- und zwecklose, nur auf wenige Tage berechnete Anstalten verwandt werden.

Als Herde der byzantinischen Krankheit sind auch die unzähligen patriotischen Feste zu betrachten. Ihre Abhaltung gilt für verdienstlich; durch sie sollen sich die nationalen Kreise zusammenschliessen und einen Damm gegen die Hochflut sozialistischer Umtriebe und Ideen bilden. Der Gedanke ist ganz richtig, aber seiner Verwirklichung stehen zwei Momente entgegen; nur selten haben diese Vereinigungen einen sachlichen Kern, d. h. ein auf reale Ziele gerichtetes Bestreben, das durch gemeinsame Arbeit in Wort oder Schrift angestrebt wird. So kommt es denn gewöhnlich nur auf die „gehobene" Stimmung hinaus, die ausser durch andere gesellige Bindemittel mit einer Flut byzantinischer Reden erreicht wird. Man hat dafür das treffende Wort des Hurra-Patriotismus gefunden. Abgesehen davon, dass nichts Positives durch ihn erreicht wird, sind seine Folgen vielmehr direkt negative, denn die „gehobene Stimmung" wird zum Zweck, und

deren Folgen bestehen in politischer Oberflächlichkeit, gedankenlosem Optimismus und einer Verherrlichung der kaiserlichen Person, die nach Form und Inhalt ebenso geschmacklos wie unwürdig ist. Ferner, und das liegt eben in der Inhaltslosigkeit des Ganzen, werden die Gelegenheiten, um Feste zu feiern, an den Haaren herbeigezogen. Daraus ergibt sich, dass die Mittel, um die gehobene Stimmung zu erzielen, immer gewaltsamer und phrasenhafter werden. Ueber die damit verbundene Redefreudigkeit haben wir schon gesprochen und ebenso die Gewohnheit, möge der Anlass auch noch so unbedeutend und die betreffende Vereinigung oder Versammlung noch so wenig tatsächliche Veranlassung haben, Depeschen an den Kaiser zu schicken, mit dem „Gelöbnis unwandelbarer Treue" oder der Erneuerung eines solchen. Es ist zu verstehen, wenn das Zentrum auf seiner jährlichen Versammlung ein solches Gelöbnis für angebracht hält, weil es als Partei keine nationalen Ziele hat. Sein politischer Schwerpunkt liegt jenseits der Alpen und Deutschland bildet nur das Arbeitsgebiet in majorem gloriam ecclesiae; da ist es von seinem Standpunkt nur natürlich und entsprechend, das durch seinen internationalen Zweck geheiligte „nationale" Mittel anzuwenden. Sonst aber, mit wenigen Ausnahmen, wo die politischen Verhältnisse es rechtfertigen können, entbehren diese Gelöbnisse unentwegter Treue jeden Sinns, wenn nicht des byzantinischen. Denn einen zureichenden Grund bildet doch schwerlich das Hochgefühl des begeisterten Bierphilisters, wenn er am nächsten Morgen beim Frühschoppen erzählt, natürlich habe man auch an Seine Majestät eine Huldigungsdepesche abgefertigt. Ein politischer Wert könnte darin bestehen, die Stimmung oder Gesinnung des Kaisers aus seiner Antwort zu entnehmen. Aber auch wenn das möglich ist, geht der Erfolg im allgemeinen nicht über den einer Tagesdiskussion

in der Presse hinaus. Hat die betreffende Vereinigung wirklich politische Ziele, so wird sie sich weder nach der einen noch der andern Seite hin beirren lassen, zumal die Geschichte gezeigt hat, dass die Ansichten des Kaisers einem häufigen Wechsel unterworfen sind. Für jede Vereinigung, Partei usw., deren Ziel und Arbeit national sind, bedarf es einer solchen Kundgebung nicht, denn die nationale Richtung schliesst angesichts der deutschen Verhältnisse auch die monarchische Gesinnung ein. Der Kaiser auf der andern Seite muss notwendigerweise in Auffassungen bestärkt werden, die weder den tatsächlichen Verhältnissen in Deutschland entsprechen, noch die Bewegungsrichtung der politischen Faktoren richtig einschätzen. Dieser Punkt ist es sogar oft, welcher den Anlass zu an sich inhaltslosen Huldigungsdepeschen liefert. Man argumentiert: Tun wir es nicht, so setzen wir uns dem Verdacht aus, in persönlicher Opposition dem Kaiser und seinen Plänen gegenüberzustehen, oder wir würden uns unter Umständen schaden, weil diese oder jene andere Partei oder Vereinigung sich durch untertänige Depeschen in ein vorteilhaftes Licht beim Monarchen gesetzt hat. Die Sache wird zum Wettlauf um persönliche Gunstbezeugung des Monarchen und das liegt schwerlich im Interesse eines gesunden innerpolitischen Lebens. Will man damit Sachliches erreichen, so ist es ein unwürdiges Mittel, denn jede auf nationalem Boden stehende Bestrebung muss genügend Selbstgefühl haben, um ausser ihrer Tätigkeit kein Leumundszeugnis zu bedürfen.

* * *

Wo irgendwelche Lieblingsneigungen des Kaisers in Betracht kommen, findet natürlich grosser Zusammenlauf des Byzantinertums statt. Man denke nur an den Segelsport und im speziellen, den vom Kaiser ins Leben ge-

rufenen kaiserlichen Yachtklub mit seinem jährlichen Gipfelpunkt, der Kieler Woche. Es ist nicht ohne Interesse, die jährlichen Anmeldungen zu diesen Regatten durchzulesen, denn in den Listen stehen Vertreter des Grosskapitals und im speziellen der Industrie als grösste Mehrzahl obenan, Leute, welche zum überwiegenden Teil sportlichen Interesses bar sind. Sie lassen ihre Fahrzeuge durch einen „Skipper" in Ordnung halten und steuern, stehen aber sicher auf den zahlreichen Festen, deren Ueberhandnehmen die wirklichen Sportsmänner immer mehr beklagen, ihren Mann. Sie reden sehr schön von dem freien Meer, das den Geist befreit und schweigen heroisch — um einen Ausdruck des alten Kaiser Wilhelm zu gebrauchen — von ihren „Kreuzschmerzen und Bandwurmkrankheiten", zu deren Heilung sie grossenteils sich in den kaiserlichen Yachtklub haben aufnehmen lassen. Sie schwärmen den Kaiser als den modernen Mann, den ersten Segler Deutschlands an und wissen sich vor freudigem Stolz nicht zu fassen, dass er sich in ihrer Umgebung wohlzufühlen scheint.

Man kann sich gewiss nicht darüber wundern, wenn Vertreter des Grosskapitalismus, trotz ihrer prinzipiell freien Anschauungen, erfolgreich mit dem geborenen Hofmann wetteifern, denn das besondere Interesse, welches der Kaiser gerade diesen Gebieten und Personen zuwendet, mag in ihren Augen dazu ermutigen. Auch erteilen sie ihm ja das höchste Lob, was es in ihren Augen gibt; so hat vor nicht langer Zeit ein Hamburger sich in Nachahmung des Herrn Ridder dazu verstiegen, den Kaiser als ersten Geschäftsreisenden Deutschlands zu bezeichnen.

* * *

Man weiss, dass der Kaiser in der Kunst einen ausgesprochenen Geschmack besitzt und Wert darauf legt, ihn scharf zum Ausdruck zu bringen. Das gilt ebenso

von den bildenden Künsten, wie der Musik und dem Theater. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Geschmack als solchen einzugehen, und wir können uns mit der bekannten Wahrheit begnügen, dass der Geschmack Privatsache ist. Der Kaiser betrachtet es aber als seine Aufgabe, seinen Geschmack, den er, wie jeder andere den seinigen, für richtig hält, zum allgemeinen in Deutschland zu machen. Darin liegt von vornherein eine Gefahr für die Freiheit der Kunst und damit für ihre natürliche Entwicklung. Auch das gehört zwar nicht hierher, während allerdings die Folgen im byzantinischen Sinne sehr erhebliche sind. Noch schwerwiegender werden sie dadurch, dass der Kaiser seinem Wesen gemäss die Kunst als Mittel benutzen will, um den alles beherrschenden und für das gesamte Leben massgebenden Einfluss der kaiserlichen Person zum Ausdruck zu bringen. Ueber diese Dinge ist schon unendlich viel geschrieben worden, und die Presse befindet sich hier, abgesehen von der bewusst byzantinischen und der offiziösen in einer erfreulichen Einmütigkeit, wenn sie auch teilweise mit einer gewissen Resignation die Dinge hinnimmt. Die Stadtverwaltungen dagegen fügen sich durchweg gegen die eigene Ueberzeugung und der Grund liegt lediglich im eingefleischten Byzantinertum, das jeden Widerspruch für eine Illoyalität hält. Die „inneren Kämpfe" dieser Behörden sind sehr hübsch veranschaulicht an dem Hamburger Denkmal für Wilhelm I. Die Hamburger konnten sich nicht dazu entschliessen, die vom Kaiser gewählte und vertretene Bezeichnung „Kaiser Wilhelm der Grosse" auf das Denkmal zu setzen, wollten ihn aber andererseits nicht verletzen durch die Aufschrift „Kaiser Wilhelm I.", und so hat man sich zum Mittelweg entschlossen, den für die Aufschrift bestimmten Raum leer zu lassen. In einer andern Stadt wollte man Bismarck ein Reiterstandbild errichten, der

Kaiser erklärte sich jedoch gegen den Entwurf, weil Reiterstandbilder nur Herrschern gebührten. Eine bezeichnende Vorgeschichte haben die Adler, welche die Rückwand der Springbrunnen am Brandenburger Tor „zieren"; diese Brunnen gehören bekanntlich zu den danebenstehenden Denkmalen für den Kaiser und die Kaiserin Friedrich, deren abscheuliche Ausführung und unmittelbare Nähe an dem schönen Brandenburger Tor, selbst nach tausendmaligem Passieren immer wieder Bedauern und Aerger erregt. Der Bildhauer, welcher anfangs die Adler machen sollte, wollte sich nicht bereit erklären, sie mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Rande der Rückwand sitzen zu lassen, er sagte: ein sitzender Adler breitet die Flügel nicht aus. Der Kaiser erklärte aber, der preussische Adler habe ausgebreitete Flügel (dabei sind es aber keine heraldischen Adler), und so musste ein anderer Bildhauer den Auftrag übernehmen. Das war ein seltener Fall von Charakterfestigkeit, man kann wohl überzeugt sein, dass, wenn die gleiche Festigkeit von allen fähigen Künstlern gezeigt würde, es besser um unsere Denkmale bestellt wäre. Dass aber gerade hier kein Mangel an Byzantinern ist, dafür liefern die Massen der unter der Regierung des jetzigen Kaisers entstandenen Denkmäler einen erdrückenden Beweis. Man hat gesagt, ein armer Bildhauer sei weniger in der Lage als andere, in solchen Dingen Charakter zu zeigen und niemand könne ihm verdenken, wenn er den Auftrag annähme und vorschriftsmässig durchführe. Das kann im Einzelfall wohl richtig sein, aber wir haben auch genug Beispiele, dass Bildhauer von Ruf und grossem Vermögen sich den kaiserlichen Wünschen mit militärischem Gehorsam fügen, dies tut ja sogar der „deutsche Michel Angelo", welchem wir das geschmacklose Bismarckdenkmal hinter dem Reichstagsgebäude verdanken. Die Siegesallee endlich predigt den künstlerischen

Byzantinismus ebenso laut, wie die Auffassung des Kaisers vom Fürsten und seinen Handlangern. Sie ist ein vollkommener Ausdruck des Byzantinismus, nicht nur weil sie die Bedeutung einer langen Reihe von Fürsten, von wenigen abgesehen, in einer Weise hervorhebt, die der Geschichte widerspricht, nein hauptsächlich ist es die Uniformität der Auffassung und Durchführung, das sklavische Befolgen der kaiserlichen Auffassung. Bei einem einzigen Denkmal fällt das nicht so sehr auf, eine so grosse Ansammlung aber macht dies Gefühl zu dem für den Eindruck Bestimmenden.

Es entspricht nicht dem Zweck dieser Betrachtungen, mehr oder minder bedeutende Einzelheiten aneinanderzureihen. Das mag Fachleuten vorbehalten bleiben; die Vorgeschichten der neueren in Preussen entstandenen Denkmale sind vielfach recht interessant, und dass sie nicht bekannter sind, lässt sich aus den Interessen der Künstlerkreise wohl zum grössten Teil erklären. Sehen wir nun ganz von dem rein künstlerischen Gebiet ab, so ist die Denkmalwut der Provinzen und Städte durchweg ein — vielleicht manchmal mittelbarer — Ausdruck des Byzantinertums und deswegen wird sie auch von Beamten und Würdenträgern begünstigt, denn sie fördern ja damit den „nationalen Sinn und die Verehrung und Pietät für das Kaiserhaus". Die Enthüllungen geben Anlass zu patriotischen Festen und Kundgebungen und zu „gehobenen Stimmungen". Was will man mehr, als dass eine Enthüllung die andere ablöst? Da wird trotz Goethe die Begeisterung zur Heringsware und das liebe Vaterland kann völlig beruhigt sein.

Der Kaiser wohnt häufig den Enthüllungen von Denkmälern, die einem seiner Vorfahren gesetzt sind, bei, und wenn er selbst das Wort ergreift, verfehlt er niemals, auf die überragende, hoch über allem erhabene Stellung des

Fürsten hinzuweisen. Solche Enthüllungen sind ihm Gelegenheit dazu, und die Reaktion ist zum Teil eine byzantinische, zum Teil eine oppositionelle. Wie sollte es auch anders sein. Für diejenigen, welche weder monarchisch, noch national denken, wird die Enthüllung eines Denkmals und sein nachheriges Vorhandensein keinen Grund bilden, die Ansicht zu ändern, während sich gegen die uns nur noch historisch verständliche Auffassung des Kaisers der Widerspruch regt, und für die andern ist das Denkmal kein Bedürfnis, wenn es sich nicht um eine Persönlichkeit von hervorragenden Verdiensten handelt, eine Persönlichkeit, welche im Herzen des Volks sitzt. Eine solche war Wilhelm I., eine solche ist Bismarck. — Ein wie ungeheures Gewicht würde Kaiser Wilhelm II. in die Wagschale seiner Volkstümlichkeit werfen, wenn er einmal die Enthüllungsrede zu einem Bismarckdenkmal hielte, wenn er es z. B. in Hamburg oder seinerzeit in Berlin getan hätte; da hätte er Gelegenheit zum Beweise, dass er den richtigen Ort für den Appell an das monarchische Gefühl zu finden wüsste: uneingeschränkte Bewunderung und Dankbarkeit für den Schöpfer des Kaiserthrons.

* * *

Es war kein Schade, dass das Blumentalsche Schauspiel „Der tote Löwe" von der Berliner Zensur verboten wurde, sondern nur ein Zeichen, dass jene Behörde fürchtete, den Kaiser mit jeder Anspielung auf die letzten Amtsjahre Bismarcks zu verstimmen. Ob die Zensurbehörde im Recht war mit ihrer Annahme, können wir nicht feststellen, es besteht aber die Wahrscheinlichkeit. — Der Kaiser ist nach seiner eigenen Aussage ein Verehrer Shakespeares, und speziell über die Königsdramen hat er sich öfter mit Begeisterung ausgesprochen. Das muss eigentlich wundernehmen, denn Shakespeare zeichnet seine Kö-

nige keineswegs nach dem Schema, welches unsere neueren Dichter benutzen müssen, um ihre nationalen Dramen beim königlichen Schauspielhause zur Annahme zu bringen. Bei diesen ist es immer der Herr, welcher göttergleich die Unschuld schützend, die Bösen vernichtend und strafend, den Botmässigen belohnend, alle vollkommenen Eigenschaften in sich vereinigt und hoch über dem Gehudel unter ihm steht. Es ist bedauerlich, dass sich Dichter, ob sie nun den Namen verdienen oder nicht, zu diesen Dingen hergeben, aber schliesslich kann man ja nicht verlangen, dass gerade diese Kategorie nur Charaktere aufweist; bedauerlicher ist schon, dass das königliche Theater diese künstlerisch denkbar schwachen Stücke nur deswegen annimmt, weil sie byzantinischen Geist atmen. Die vaterländische Geschichte zur Darstellung auf der Bühne zu bringen, ist an und für sich sicher im nationalen Sinne. Aber das Stück muss gut sein, und die geschichtlichen Personen dürfen wenigstens in ihren Hauptzügen nicht von der geschichtlichen Wahrheit abweichen. Sie müssen vor allem, auch wenn es Fürsten aus dem Hause Hohenzollern sind, mit menschlichen Schwächen und den starken Leidenschaften dargestellt werden, welche ihre bedeutendsten Träger gehabt haben. Geschähe das, so würde es ihrem Andenken keinen Eintrag tun und auf der andern Seite ein starkes Interesse erwecken; es geschieht aber bei der jetzt üblichen bengalischen Beleuchtung eines an und für sich schon vollkommenen Wesens, welches nur den Namen trägt und die ihm geschichtlich obliegenden Taten tut, natürlich nicht. Wäre hier Freiheit vorhanden, so würden sich auch starke Dichter an das Gebiet heranmachen. — Jede Beschleunigung ihrer Karriere oder Beförderung für erfolgreiche Fabrikation eines „patriotischen" Stücks gönnen wir diesen Fabrikanten von Herzen, wir gönnen ihnen auch das allgemeine Erstaunen, das sich

jedesmal erhebt, wenn sie auf anderm Gebiet etwas Wertvolles schreiben.

1898 sagte der Kaiser in einer Ansprache an die Mitglieder des Schauspielhauses u. a.: „Ich war der Ueberzeugung und hatte mir fest vorgenommen, dass das Königliche Theater ein Werkzeug des Monarchen sein sollte, gleich der Schule und der Universität. . . . Das Theater ist auch eine meiner Waffen . . . ich bitte Sie nun, dass Sie mir fernerhin beistehen . . . den Kampf gegen den Materialismus und das undeutsche Wesen fortzuführen, dem schon leider manche deutsche Bühne verfallen ist". Das Theater als Waffe des Kaisers! das entspricht seiner Auffassung von der Stellung des Fürsten als Kopf eines Körpers. Der Kopf ist nicht allein der geistige Leiter, das Verstandesorgan, sondern erst durch seine Vermittlung und nach seinen „Intentionen" werden die Glieder in Bewegung gesetzt. Die Hauptsache scheint mir aber hier in der Verkennung des Begriffs vom „undeutschen Wesen" zu liegen; sie entsteht dadurch, dass dem Kaiser die Fähigkeit für eine objektive Betrachtung der Geschichte mit ihren handelnden Personen abgeht. Für uns ist das byzantinische Drama ein Ausdruck undeutschen Wesens, ebenso wie wir stolz darauf sind, dass der Byzantinismus im Grunde etwas dem deutschen Wesen Fremdes ist.

Formen nach oben und unten.

Es besteht keine Aussicht, dass unser in seinem Charakter durchaus byzantinisches Titelwesen und die damit verbundenen Verkehrsformen verschwinden oder vereinfacht werden, im Gegenteil. Ihre richtige Anwendung ist nicht nur für den Byzantiner von grossem Wert, sondern auch andere müssen sie ängstlich beobachten und sich gewandt mit ihr abfinden, wenn sie als Männer von guten Formen gelten wollen. Nun sind Formen natürlich überall nötig, ebenso wie die Innehaltung und Beobachtung gewisser Abstände nie entbehrt werden kann. Bei uns wird ihnen aber doch zu viel Wert beigemessen. Ohne zur Formlosigkeit der Amerikaner überzugehen, zeigen uns die Engländer und Franzosen, dass man auch mit einer viel grösseren Einfachheit arbeiten kann, ohne dass die notwendigen Schranken damit dem Erdboden gleichgemacht werden. Man mag das historisch Ueberkommene prinzipiell ehren und unter Umständen heilig halten, aber das Mass von überlieferten Redewendungen, welches erforderlich ist, um eine mündliche oder schriftliche Verbindung mit dem Monarchen anzubahnen, entspricht einerseits nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen und der weiter entwickelten Sprache, andererseits dient es nur der Byzantinerei und ist kein Mittel, um eine etwa im Wanken begriffene, dem Monarchen gebührende Ehrfurcht zu befestigen. Der deutsche Monarchist der heutigen Tage fasst seine Stellung zum Kaiser oder Landesfürsten, wie

ich schon erörtert habe, nicht mehr lediglich vom Standpunkt der Untertänigkeit auf. Er sieht jenen als den ersten Mann, als den geborenen unverletzlichen und insofern geheiligten Führer an, und darin liegt schon ein Mass von Ehrfurcht und Achtung der Institution wie der Person gegenüber, welches nicht mehr jener uns geschraubt erscheinenden Wendungen bedarf, wie sie aus dem heiligen römischen Reich deutscher Nation zu uns gekommen sind. Ich erblicke in ihnen etwas durchaus Undeutsches und ihr Ursprung ist nicht nur im übertragenen Sinn, sondern wörtlich historischer Byzantinismus. Man wird einwenden, diese Formen hätten zwar manches Geschmacklose und wären teilweise ohne Inhalt, aber sie seien eben da und deshalb: quieta non movere; was täten sie auch für Schaden? Ich möchte doch annehmen, dass ein Schaden nachzuweisen ist, wenn auch nur insofern, als ihr Verschwinden nützliche Folgen zeigen würde. Bei einem andern Volk wäre es vielleicht nicht der Fall, aber bei uns legt sich diese ganze starre und nicht mehr verstandene Formenwelt wie ein Drahtnetz auf die Urteilsfähigkeit und innere Freiheit. Sie erstickt oder beeinträchtigt das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Volk und Herrscher und wird von antimonarchischer Seite mit grösstem Erfolge gegen das monarchische Prinzip überhaupt ausgenutzt. Mögen die höheren Stände die byzantinische Form nicht als lästig empfinden, mag ihnen auch das ganze Mandarinentum nur erwünschte Abgrenzungen festlegen, so liefert das keinen Beweis für die Richtigkeit des Systems. Jene sind ja mit ihm und teilweise aus ihm geboren und deswegen scheint es ihnen natürlich. Von einem allgemeineren Standpunkt betrachtet ist aber die ausgeprägt byzantinische Form der Monarchie schädlich, ganz abgesehen von ihrer grossen Geschmacklosigkeit, und es ist nicht einzusehen, warum gerade eine neue Schöpfung, wie das Deutsche Reich, sie ewig nachschleppen soll. Die

Volkstümlichkeit des deutschen Kaisertums würde wachsen, wenn eine Vereinfachung einträte. Diese müsste naturgemäss vom Kaiser ausgehen und es wäre — rein theoretisch — denkbar, dass Kaiser Wilhelm II. mit seinem Verständnis für mehrere Seiten des modernen Lebens und der modernen Entwicklung einmal den Anfang machte. Wie er meiner Meinung nach mit Unrecht als Anhänger des Gottesgnadentums gilt, so könnte man sich vorstellen, dass er das Undeutsche der „Majestät" erkennte, denn dieser Begriff hängt mit dem des Gottesgnadentums eng zusammen. Was soll der Kaiser, was sollen wir mit dieser Form, die den Sinn des modernen Kaisertums verdunkelt und entfremdet? Selbstverständlich kommt dieser Titel und alle andern Attribute, wie das: „Grossmächtigster, Durchlauchtigster, Allergnädigster", dann das „Alleruntertänigste" usw. dem Herrscher zu, solange er darin nicht selbst etwas Ueberflüssiges, Fremdes und Trennendes erblickt. Einfache und deutsche Formen liessen sich leicht finden, ohne dass es nötig wäre, zu der dem einfachen Mann natürlichen und auch heute noch ganz naiv gebrauchten Anrede „Herr König" etc. zurückzukehren. Die Ehrfurcht vor dem Herrscher ist bei dieser kindlichen Anrede sicher nicht geringer, als wenn die Majestät mit allen Attributen dem Manne nach langer Vorübung glatt aus dem Munde rollt. — Das sind alles Utopien, ich glaube aber den Punkt streifen zu müssen, weil mein Gefühl sich daran stösst.

* * *

Beinahe jedesmal, wenn der Kaiser Gelegenheit genommen hat, mit Arbeitern oder sonstigen Vertretern der unteren Volksklasse zu sprechen, lässt er es sich angelegen sein, auf ihren Gedankenkreis einzugehen, und zeigt tatsächlich darin ein bedeutendes Verständnis und die Gabe, einfach mit Einfachen zu verkehren. Das ist ein

ausserordentlich wirksames Mittel zur Volkstümlichkeit und kann zu einem mächtigen Gegengewicht gegen antimonarchische Einflüsse werden. Der Eindruck einer solchen Unterhaltung, oder nur eines freundlichen Worts im Vorübergehen, ist unter allen Umständen ein mächtiger und wird oft nicht nur bestimmend, sondern auch umwälzend die ganze Denkweise und den politischen Standpunkt des Mannes beeinflussen. Er spricht es in seinen Bekanntenkreisen herum und so wirkt es noch weiter. Nun bedient sich der Kaiser bei solchen Gesprächen, speziell Arbeitern und ehemaligen Soldaten gegenüber, des „Du" als Anrede. Dadurch wird in zahlreichen Fällen die Wirkung nicht nur aufgehoben, sondern in das Gegenteil verkehrt. Es züchtet entweder Byzantiner oder bringt Verbitterung hervor, denn einer der empfindlichsten Punkte der Leute wird berührt. Dass dem so ist, mag man kindlich oder lächerlich finden, aber die Tatsache besteht, und deswegen ist es nicht richtig, sie zu ignorieren. Tatsächlich liegt auch kein Grund vor, einen Mann, weil er der Arbeiterklasse angehört, anders zu nennen als die Angehörigen anderer Klassen, sie anzureden wie Kinder oder in früheren Zeiten Untergebene. Der Kaiser irrt, wenn er glaubt, sich so zu den Leuten in ein näheres Verhältnis zu stellen und ihre Sprache zu reden. Sie erblicken darin nur die Wahrheit dessen, was ihnen die sozialdemokratische Presse ohne Aufhören predigt: dass man sie als Staatsbürger zweiter Klasse ansähe. Ich bin überzeugt, dass der Kaiser, wenn ihm dies glaubwürdig dargestellt würde, die übliche Form, für den mündlichen Verkehr mit diesen Volksklassen wählte. Bei der so stark gewachsenen Bildung und dem im allgemeinen in seiner Höhe nicht richtig eingeschätzten Drang der Leute, zu lernen und sich zu bilden, ferner in Anbetracht des Bewusstseins ihrer politischen Rechte, entbehrt das Duzen einer gerechtfertigten Grundlage und

kann nur schädlich wirken. Man kann über das allgemeine Wahlrecht denken wie man will und ich bin kein unbedingter Anhänger desselben in seiner jetzigen Form. Wäre es aber selbst nicht vorhanden, so schiene doch gegen das Gerechtigkeitsgefühl, die Leute anders anzureden wie andere Klassen. Ein auf nationaler Basis stehender Arbeiter muss sich beeinträchtigt fühlen, wenn er geduzt wird, während irgend ein ultramontaner Pfarrer mit Sie angeredet wird; der Arbeiter ist ja hundertmal mehr wert, als Person und als politischer Faktor. Diese Eigentümlichkeit des Kaisers wird von der sozialdemokratischen Presse mit Vorliebe und sehr wirksam als Agitationsmittel verwandt. Bei allen Ansprachen der genannten Art findet man das Du und Ihr durch fetten Druck hervorgehoben und von aufhetzenden Glossen begleitet. Man sagt den Leuten: gerade hierin könnten sie sehen, wie fern man wäre, sie als gleichwertig einzuschätzen und dass alle sozialpolitischen Gesetze nur der Angst vor der Sozialdemokratie entsprängen. Man täuscht den Kaiser, wenn man ihm sagt, er werde durch beharrliches Festhalten an seiner Gewohnheit die Denkweise der Leute ändern, oder dass durch das Duzen der ungeheure Abstand zwischen Kaiser und Arbeiter und damit die dem ersteren durch die Ansprache erzeigte Ehre in höherem Masse hervorträte. Wenn jemand meint, es sei falsch, solche Rücksicht zu nehmen, und wenn die Leute die Ehre nicht zu würdigen verständen, so müssen sie es eben bleiben lassen, so zeigt das einen persönlichen und engen Gesichtskreis. Ganz abgesehen von der sogenannten sozialdemokratischen Gefahr, die bei genügender Entschlossenheit der Regierung nicht vorhanden ist, entspricht es einer Forderung der Gerechtigkeit und der Rücksichtnahme auf persönliche Faktoren, kurz dem sozialen Gefühl. Schliesslich kann es doch nur im öffentlichen Interesse

sein, falls man die obige Ueberlegung als richtig anerkennt, ohne Not nichts zu tun, was die antimonarchische Gesinnung befördern könne. Nichts wäre mehr zu wünschen als allgemeine persönliche Anhänglichkeit an dem jeweiligen Repräsentanten der Krone. Wir wissen, dass diese am allermeisten in den Wünschen des jetzigen Kaisers liegt, andererseits ist bekannt, dass sich häufig Angehörige des Arbeiterstandes von der Teilnahme an Abordnungen usw. zurückziehen, für die eben diese Gründe mit massgebend sind; unter den Leuten, welchen sie dann den Vortritt überlassen, finden sich sicher häufig solche, die keineswegs von der besten Sorte sind.

Im allgemeinen verrät es keinen hohen Grad von Bildung, wenn ein Mensch überwiegenden Wert auf diese Aeusserlichkeiten legt. In Deutschland stehen sie aber im Vordergrunde und so läge es doch umso näher, den untersten Klassen, welche in Anbetracht ihrer geringen Bildung umsomehr tatsächliche Berechtigung auf Wertschätzung von Aeusserlichkeiten wie diese besitzen, sie zuteil werden zu lassen.

Es ist möglich, dass der Kaiser an seine Eigenschaft als allerhöchster Kriegsherr denkt und deswegen das Du anwendet. Im militärischen Leben steht heute die Sache so, dass die Kommandosprache das Sie nicht kennt und nicht kennen kann; das Bedürfnis nach denkbarer Kürze steht in erster Linie und ist vollberechtigt. Auf der andern Seite kennt die Kommandosprache bezw. das Exerzierreglement auch das Du nicht. Die vorschriftsmässige Anrede vom Vorgesetzten an den Untergebenen ist ebenfalls das Sie, und es lässt sich das auch sehr wohl durchführen. Man wirft bisweilen ein, dass es Soldaten, speziell aus den östlichen Teilen des Reichs gibt, die alle Menschen und zuerst auch ihre Vorgesetzten duzen, weil sie die andere Form nicht kennen. Nun, dann müssen

diese eben dazu erzogen werden, denn der weitaus grössere Teil der Bevölkerung denkt anders. Vor Ableistung der Dienstpflicht mögen viele junge Leute in den verschiedensten Betrieben geduzt werden, da würde es dann gerade günstig wirken, wenn sie nachher sagen müssten, sie seien beim Militär unter Anwendung der allgemein üblichen Form und als auf einer höheren Stufe stehend behandelt worden. Nach alledem kann ich es auch nicht für entsprechend und nützlich halten, wenn der Kaiser die Soldaten mit Ihr und den einzelnen mit Du anredet. Die Folge wird eine unerwünschte Reaktion sein, die vielleicht erst nach der Dienstzeit durch Hetzereien entsteht, oder es entsteht eine byzantinische Gesinnung. Kein Aufrichtiger kann daran denken, dass der Kaiser mit seiner Gepflogenheit auch nur im entferntesten geringschätzige Empfindungen verbände. Er hat im Gegenteil gerade für den Soldaten immer Herz und Verständnis bewiesen und benutzt jede Gelegenheit, ihm das zu zeigen. Man kann sich aber hier der Ueberzeugung nicht erwehren, dass er sich selbst diese Einwirkung ganz ausserordentlich erschwert, wenn nicht unmöglich macht, durch Verkennung des persönlichen Moments und der antimonarchischen Einflüsse, die dies raffiniert ausnutzen. Die Frage liegt nahe genug, weswegen nicht die zahlreichen Männer, welche sich seines Vertrauens erfreuen und ganz genau über diese Verhältnisse unterrichtet sind, also auch die Wichtigkeit der Formfrage kennen, die dem Kaiser vielleicht als solche gar nicht in den Sinn kommt, — warum diese Männer ihn nicht darauf aufmerksam machen? Nun, das ist eine sogenannte rhetorische Frage, auf deren Beantwortung man ebensowenig rechnen kann wie auf die Erfüllung der frommen Wünsche.

Byzantinische Literatur.

Nur wenige der zahlreichen jährlich erscheinenden Bücher und Druckschriften, welche den Kaiser, seine Vorfahren oder Verwandten behandeln, sind nicht von byzantinischem Geist erfüllt. Sie weisen alle Schattierungen auf, von der gröbsten und unverschämtesten Lobhudelei bis zu den raffiniertesten Methoden des Verfahrens, welches man in der Mathematik einen indirekten Beweis nennt. Nun sind weder diese Autoren, noch die Herausgeber und Verleger stets zielbewusste Byzantiner, wie man sich deren Urtyp vorzustellen hat. Wäre das der Fall, so hätte man bald Waffen gegen sie gefunden, und das Uebel wäre nie ein so allgemeines geworden, wie es tatsächlich ist. Für viel schlimmer halte ich, dass man eine Ueberschätzung der betreffenden fürstlichen Personen als etwas ganz Selbstverständliches ansieht. Alles, was der jetzige Kaiser gesagt, getan oder unterlassen hat, wird, wenn zum Gegenstand der Betrachtung in einer Schrift gemacht, nur im Superlativ und mit kritikloser, höchster Begeisterung behandelt. Es fällt den allerwenigsten ein, tatsächliche Verhältnisse zum Masstabe zu nehmen und wenn es gar nicht mehr anders geht, so ist es das „reine Wollen", welches dem Leser als tausendmal wichtiger und bemerkenswerter hingestellt wird als alle Tatsachen. Was ich schon früher von öffentlichen Reden sagte, trifft auch, und vielleicht noch mehr, auf diese Literatur zu. Der Kaiser liebt es, für alles, was er sagen will, starke Ausdrücke zu wählen, und

die Autoren der in Rede stehenden Gattung treiben dies auf die Spitze. Sowie vom Kaiser, oder den Hohenzollern überhaupt, die Rede ist, verlieren meist die Verfasser, auch wenn sie alles eher, als überlegte, zielbewusste Byzantiner sind, jedes äussere und innere Mass. Haben sie in einigen einleitenden oder erklärenden Kapiteln wie gewöhnliche Menschen geredet, so verändert sich dann plötzlich die Sprache. Sie fangen an mit Zungen zu reden, das ganze Phraseninventar wird ausgekramt, und die Schilderung, ob zusammenhängend oder nicht, zum wilden Dithyrambus. Mir drängt sich dabei immer die Vorstellung von der Pythia auf, die auf ihrem Dreifuss sitzend von üblen Dämpfen umnebelt in unzurechnungsfähigen Zustand versetzt wird. Ich bitte die Leser, einige beliebige Bücher dieser Art auf jenen merkwürdigen und plötzlichen Wechsel des Tons hin zu prüfen. Es ist ganz auffallend, aber gewöhnlich liest man darüber hinweg, weil man es eben gewohnt ist. Wo der pathetische Schwung nicht zur Anwendung kommt, tritt ein anderer Ton ein, den man scheinbar als die Sprache betrachtet, welche Worten und Taten der Herrscher dem Herzen des Volkes näherbringen soll. Er hat etwas salbungsvolles; bald stolz und freudig, bald halb gerührt, und manchmal lächelt er unter süssen Tränen, nach oben anbetend, nach unten, wie beschwert von der Last all der köstlichen Worte und Gefühle, dessen Träger und Vermittler der Verfasser sein darf. Etwas Widerwärtigeres lässt sich nicht denken. Das ist im allgemeinen der Stil der Schriften und Bücher, die unter dem Sammelnamen „patriotischer Werke" gehen. Als Motto oder Titel nimmt man, wenn irgend möglich, irgend ein vom Kaiser gesprochenes Wort, z. B. „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", mag der Verfasser auch vom Wasser ebenso wenig Ahnung haben wie von der Zukunft; oder „das Ziel erkannt und Kräfte gespannt", kurz, was

nicht zu lang und als Kaiserwort bekannt ist. Oft, und vielleicht sogar häufiger, gibt irgend ein Wort des Kaisers den Anlass, um eine Schrift daraus zu schmieden. Dann pflegt der Verfasser ganz ohne Ansehen der Sache vorzugehen, weil die Verherrlichung des Herrschers den alleinigen Zweck bildet, und der Leser sich doch am Schluss sagen soll: „quod erat demonstrandum". Sehr beliebt sind solche Worte des Kaisers, die sich auf einen seiner Vorfahren beziehen, speziell den Grossen Kurfürsten und Kaiser Wilhelm I. Zuweilen versucht man auch einen Gedanken durchzuführen, von dem man glaubt, dass der Kaiser ihn wohl hegte, nur nicht aussprach. So hat man z. B. versucht — ob in selbständigen Schriften, oder nur in Aufsätzen, ist mir nicht erinnerlich —, aus den Aeusserungen Friedrichs des Grossen und aus seinen Taten eine frommchristliche Gesinnung nachzuweisen, als Kaiser Wilhelm II. vom Christentum als Vorbedingung für einen guten Soldaten gesprochen hatte. Am fruchtbarsten hat sich aber die byzantinische Verherrlichung Wilhelms I. erwiesen und sie gilt meistens nicht sowohl diesem verehrungswürdigen Monarchen, sondern soll Wilhelm II. gefallen. Diese Literatur schliesst sich an die so oft betonte Auffassung Kaiser Wilhelms II. von der Bedeutung seines Grossvaters an, und die Richtung der Bücher lässt sich schon daran erkennen, ob auf dem Umschlag oder den ersten Seiten Wilhelm I. als Wilhelm der Grosse bezeichnet wird, man weiss, dass Wilhelm II. den höchsten Wert darauf legt, dass Wilhelm I. unter die allergrössten Männer der Weltgeschichte gerechnet werde, dass, wie er sich einmal aussprach, der alte Kaiser das von der Vorsehung geschaffene Instrument, das Deutsche Reich zu gründen, gewesen sei; „wir können ihn verfolgen, wie er langsam heranreifte, von der schweren Zeit der Prüfung bis zu dem Zeitpunkt, wo er als fertiger

Mann dem Greisenalter nahe zur Arbeit berufen wurde, sich jahrelang auf seinen Beruf vorbereitend die grossen Gedanken bereits in seinem Haupte fertig hatte, die es ihm ermöglichen sollten, das Reich wieder erstehen zu lassen." Das können wir mit der Geschichte nicht vereinbaren, der Kaiser berührt diesen Punkt aber immer wieder, und dieser ergänzt den früher gebrauchten Ausdruck von den Handlangern. Ich halte Kaiser Wilhelm I., wie schon in der Einleitung ausgesprochen wurde, für nahezu das Ideal eines Herrschers. Er besass alle Eigenschaften, die für diese heute so komplizierte Tätigkeit wünschenswert und nützlich sind. Das sollte eigentlich auch genug sein für die, welche den alten Kaiser mit Gewalt heute zu etwas machen wollen, was er nie gewesen ist, noch für sich in Anspruch genommen hat. Die Auffassung Kaiser Wilhelms II. hat ja in Deutschland viel Widerspruch hervorgerufen und damit auch die Gelegenheit für den Byzantiner, einzuspringen. Er benutzt sie ausserdem noch zur Herabsetzung Bismarcks, da eine Hervorhebung der staatsmännischen Bedeutung des Kaiser Wilhelms I. über Gebühr natürlich auf Kosten der Bismarckischen geht. Eine Reihe von Schriften solcher Tendenz hat beinahe den Charakter von „Ehrenrettungen", deren jener ehrwürdige Monarch wahrhaftig nicht bedurfte. Die mutigen Verfasser, darunter „ernste Gelehrte", haben mit dieser Methode den Ausspruch unseres Kaisers „Handle im Andenken an Wilhelm dem Grossen" kaum befolgt. Wenn sie dabei ferner Bismarck mit besonderer Vorliebe, wenn auch verschleiert, Unwahrheit vorwerfen und die Neigung, Verdienste zu beanspruchen, die dem Kaiser gebührt hätten, so rechnen sie nicht nur mit einer angenommenen Auffassung des jetzigen Kaisers von der Geschichte, sondern liefern diesem auch in untertäniger Berechnung „geschichtliche" Beweise für die Handlangertheorie. War Bismarck tatsächlich nur Handlanger, nur fähig,

Gedanken auszuführen, die ihm befohlen und gegeben wurden, so müsste man ja auch seine Entlassungsgeschichte von einem ganz andern Standpunkt ansehen. Die Wirkung dieser als Ergebnis voraussetzungsloser Forschung betonten Werke haben auf die öffentliche Meinung wohl keine sehr bedeutende Wirkung ausgeübt, in anderer Beziehung ist sie aber nicht zu unterschätzen, denn die Schriften sind geeignet, dem Kaiser einen falschen Begriff von den Anschauungen „ernster Gelehrter" in Deutschland zu geben.

Ueber die byzantinischen Motive der verschiedenen Arten ist schon genügend gesprochen worden, sie sind überall dieselben und der unbewusste, durch die phrasengefüllte Luft betäubte Byzantiner ist an und für sich auch derselbe, ob er redet, urteilt oder schreibt. In der Schädlichkeit seiner Wirkung liegt aber insofern ein Unterschied, als „schreven Schrift bliwt", während das Wort verfliegt, jedenfalls nicht in derselben Stärke, wie im Augenblick des Aussprechens weiterwirkt. Die Autoren dieser Sorte geben gepökelte Begeisterung und verderben damit den Geschmack in höherem Masse. Natürlich nur wenn sie gelesen werden, aber nach der Masse dieser Literatur steht wohl fest, dass sie recht viel gelesen wird. Das ist kein Wunder, denn auch der Berliner Lokalanzeiger und seine Kongenialen können ja über Lesermangel nicht klagen. Bei der Besprechung der Eigenschaften des Kaisers wurde der Beweis geführt, dass seine, im wesentlichen auf Fortreissen der Gemüter, auf Erzeugung von Begeisterung gerichteten Reden nicht den beabsichtigten Erfolg haben könnten, dass dies in der Natur der Sache liege. Jene Literatur ist, ganz abgesehen von den Triebfedern und dem Charakter der Verfasser, eine grobe Karrikatur des aus bestem Willen hervorgehenden Streben des Kaisers. Sie erzieht zur kritiklosen Anbetung von — um mich eines Mauthnerschen Ausdrucks zu bedienen — „Wortfetischen",

und damit zur Oberflächlichkeit des Urteils, zur Unselbstständigkeit und gefährlicher Rosigseherei; sie erstickt den bei uns ohnehin wenig ausgebildeten Sinn für Tatsachen im Keime.

Man trifft auch häufig in ganz ernst und sachlich geschriebenen Büchern unvermittelte Phrasenpassagen der skizzierten Art, oder byzantinische Schlagworte zu Anfang oder zum Schluss. Erkundigt man sich nach der Ursache, so erfolgt die Antwort: Ja, es sei dem Verfasser selbst wenig sympathisch gewesen, aber das Publikum müsse nun einmal etwas „patriotischen Schwung" haben und gegen den Zug der Zeit könne man eben nicht ankämpfen, wenn man gelesen und beachtet werden wolle. Dies ist eine unbestreitbare Wahrheit und man kann nur hoffen, dass die schon angeführte Strömung der Presse nach der Gegenseite auch auf diese Literatur übergreift. Die Presse kann viel dazu tun.

Einer der mit Vorliebe gebrauchten Wortfetische ist die „Weltpolitik"; eine Legion von Büchern, Aufsätzen etc. beuten ihn aus. Nicht etwa, dass sie sich mit wirklicher Weltpolitik befassten, nein, sie preisen nur den Kaiser als ihren Erfinder und Begründer, ihren kraftvollen Vertreter, als den jungen, weitblickenden Monarchen, der die Deutschen hinausgewiesen hat auf das Meer, dem die alten Grenzen des kontinentalen Deutschland nicht mehr genügten. Auch Fürst Bülow kann stolz sein, denn sein „Bismarckisches Wort" vom Platz an der Sonne ist durch die byzantinischen Literatur aere perennius konserviert worden. Die maritime und Flottenliteratur vollends übersteigt alle Möglichkeit einer Besprechung. Man kann sie als solche natürlich nicht als byzantinisch bezeichnen, und auch da nicht immer, wenn sie den Kaiser zum Hauptgegenstand macht, denn hier liegt, wie wir wissen, ein grosses Verdienst des Kaisers, er hat eine starke und vor allem

dauernde Anregung gegeben und die Erörterung und Anerkennung solcher tatsächlichen Verdienste braucht selbstverständlich nie byzantinisch zu sein; ohne Uebertreibung ausgeübt ist sie sogar nötig, um das richtige Bild zu geben. Auf der andern Seite kann man nicht verkennen, dass die Grenze, wo die Uebertreibung und damit die Byzantinerei anfängt, nur sehr selten eingehalten oder auch nur gesehen wird.

Wer es nicht bereits wüsste, könnte aus dem Ton unserer offiziösen und inspirierten Presse schon schliessen, dass die byzantinische Literatur von seiten der verschiedenen Ressorts der Regierung gern gesehen wird. Sie halten gerade solche Geschichten für nützlich und erblicken in ihnen den Ausdruck eines „warmherzigen Patriotismus". Jeder Mangel an Superlativen, jede Kritik an Massnahmen der Regierung, oder gar eine Andeutung, auch der deutsche Kaiser könne einmal etwas Unrichtiges getan, etwas Richtiges unterlassen haben, wird entweder nach Möglichkeit in Schweigen begraben, oder als Ausfluss unfruchtbarer Nörgelsucht oder Reichsverdrossenheit verworfen. Das gibt manchmal Verfassern den beliebten Trick an die Hand, als Zweck ihrer Schriften den Kampf gegen die Nörgelei zu bezeichnen: dass sie „frei und offen" sagen wollten, wie die Dinge tatsächlich lägen, das Volk aus den Netzen übelwollender Verkleinerer und unfruchtbarer Nörgler befreien. Selten fehlt dann die Bemerkung, dass diese zwar immer von der Verwerflichkeit des Byzantinismus redeten, während sie selbst einen viel schlimmeren Byzantinismus, dem nach unten, huldigten. Ein solcher Byzantinismus existiert allerdings auch, er liegt aber auf einem ganz anderen Gebiet.

Die Neigung zu Ueberschwänglichkeiten im Ausdruck macht sich sogar bemerklich in der fachlich militärischen und maritimen Literatur, auch da, wo sie sonst inhaltlich

einen hohen Rang einnimmt, gar nicht zu reden von den Zeiten und papierenen Folgeerscheinungen der Chinaexpedition, wo Dinge geleistet wurden, an die heute wohl Behörden und hohe militärische Persönlichkeiten, soweit sie noch am Leben sind, ungerne zurückdenken mögen. Aber noch jetzt besteht da scheinbar stillschweigend die Auffassung, hohe Phrasen mit byzantinischer Färbung entsprächen nun einmal dem Geschmack und dem Zug der Zeit und dürften aus patriotischen Gründen nicht fehlen. Der Leser soll immer „erhoben" werden, keinen Moment zweifeln, dass alle Hoffnungen und Verheissungen des deutschen Kaisers in Erfüllung gegangen sind. Darin liegt immer der schädlichste Punkt: die Benebelung des Blicks für Tatsachen. Dass diese Bestrebungen mit voller Absicht arbeiten und auch von den Behörden unterstützt werden, wo es nur immer möglich ist, das gibt der Sache ein öffentliches Interesse. Es ist so kurzsichtig, zu glauben, dass eine ungerechte Beurteilung des Kaisers, seiner Tätigkeit und seiner Ziele am besten durch schwülstige Phrasen und masslose Uebertreibungen nach der andern Seite verhindert werden könne. Diese Praxis im politischen Leben herrscht aber auch in jenem Teil des literarischen: den Kaiser als unfehlbar hinzustellen, als den Heraufführer einer neuen Zeit von unerhörtem Glanze. Zum Teil trägt daran auch die Oberflächlichkeit des Publikums Schuld. Ihm ist oft die flachste Betrachtung willkommen und lesenswert, wenn sie nur „patriotisch" ist und Wendungen findet, die glatt und in der vertrauten Sprechweise zu den von vorneherein feststehenden Schlüssen hinführt. Hinsichtlich des Phantoms Weltpolitik hat diese Literatur sehr grossen Schaden getan, sie ist ausserdem ansteckend. Man will nicht an „Patriotismus" hinter andern Autoren zurückstehen, weniger von Behörden unterstützt, noch von der byzantinischen Kritik in geringerem Masse gelobt werden.

Sehr oft führt auch aufrichtige Ueberzeugung und eine gewisse Begeisterung für die Persönlichkeit des Kaisers zu byzantinischer Uebertreibung. Es fehlte dann das Gegengewicht: neben der Person auch die Tatsachen ins Auge zu fassen, unparteiisch zu untersuchen, und beide miteinander zu vergleichen. Solche Bücher sind beinahe noch gefährlicher, weil sie volle Aufrichtigkeit atmen und egoistische Motive den Autoren fernliegen. Als besonders schlagendes Beispiel greife ich ein im Herbst 1905 erschienenes Buch aus der Menge heraus. Der Titel heisst: „Der Kaiser und die Jugend", „Die Bedeutung der Reden Kaiser Wilhelm II. für Deutschlands Jugend". Im Geleitwort heisst es: „Es gibt Menschen, so sagt ein bedeutender Schriftsteller unserer Tage, deren Worte ihre Handlungen sind. Zu ihrer Zahl werden wir alle unsern Kaiser Wilhelm II. zählen, seine Worte bedeuten Taten". — Wer das gelesen hat, muss natürlich erwarten, den Beweis in dem Buche zu finden. Auf einer der ersten Seiten erblicken wir den Satz: „Da der Kaiser auf die Bewährung christlicher Gesinnung so grosses Gewicht legt, so versteht es sich auch von selbst, dass er von seinen Soldaten im Felde eine humane Kriegführung verlangt. Der Schutztruppe gibt er die folgende Mahnung auf den Weg: „. . . . haben Sie stets vor Augen, dass die Leute, die Sie dort treffen, wenn sie auch eine andere Hautfarbe haben, gleichfalls ein Herz besitzen, das ebenfalls Ehrgefühl aufweist. Behandeln Sie diese Leute mit Milde". — Es ist bekannt, dass der Kaiser in einer zornigen Aufwallung später den nach China ausziehenden Soldaten eine andere Weisung gab. Jeder weiss aber heute, und Kundige wussten es schon damals, dass eine milde Kriegführung wilden Völkerschaften gegenüber unangebracht ist. Aber darauf kommt es schliesslich hier nicht an, sondern auf die Tatsache, dass der Verfasser des Buchs ohne jede Notwendigkeit seinen

jugendlichen Lesern ein falsches Bild gibt, nur um den Kaiser zu loben und zu preisen, eine kleine Geschichtsfälschung begeht.

Unter der Ueberschrift: „In der Ostmark" finden wir die Thorner Rede von 1894, welche in schlechtem Deutsch als gewaltiger Appell an das Gewissen aller Deutschen charakterisiert wird. Der Verfasser erklärt darauf, inzwischen sei es der geschickten und zähen Agitation der polnischen katholischen Geistlichkeit, indem sie die katholische Religion in Polen als bedroht hingestellt hätten, gelungen, die Begriffe zu verwirren, dass man glaubte, es handle sich um einen Angriffskrieg des Protestantismus gegen die katholische Kirche. „Alle diese Machenschaften zerriss der Kaiser mit starker Hand, indem er am 9. August 1905 zu Gnesen in einer glänzenden Rede den wahren Sachverhalt darlegte. Dabei konnte er sich . . . . auf keinen Geringeren berufen als auf den im höchsten Greisenalter verstorbenen Papst Leo XIII." (Dieser hatte bekanntlich dem Kaiser mit seinem Segen das Versprechen gegeben, dass alle seine katholischen Untertanen sämtlicher Stämme und jedes Standes treue Untertanen des deutschen Kaisers und des Königs von Preussen sein würden.) — Die Knaben oder jungen Leute, welche dies Kapitel lesen, erhalten den Eindruck, dass jene Rede eine wirkliche Tat gewesen sei, denn der Kaiser zerriss ja mit starker Hand alle jene Machenschaften. Sie müssen, und das Buch führt sie zielbewusst dahin, zu einer höchst verderblichen Ueberschätzung des gesprochenen Worts kommen. Hätte der Verfasser wenigstens in fasslicher Weise auf die politischen Verhältnisse hingewiesen und gesagt, einen Erfolg könne man sich von dieser Rede nicht versprechen, wohl aber sei es möglich, dass sie als Agitationsmittel brauchbar sein würde; das ging aber nicht, denn dann wäre die Rede des Kaisers eben keine Tat gewesen. Das gesperr-

gedruckte Gelöbnis des Papstes muss ja auch die Gemüter jugendlicher Leser verwirren, ihnen einen falschen Begriff von dessen Verhältnis zum deutschen Kaiser beibringen,

Unter der Ueberschrift „Bismarcks-Ehrung" steht der Satz: In feinsinnigster Weise ist der Kaiser darauf bedacht, denen, die er ehren und erfreuen will, noch ganz besonders sinnige Aufmerksamkeiten zu erweisen. So eilte er wenige Tage vor des Altreichskanzlers Fürsten Bismarck 80. Geburtstage am 26. März 1895 mit dem Kronprinzen nach Friedrichsruh. — Folgt die Beschreibung des Geschenks. — „Fürwahr eine herrliche, symbolische Gabe . . . . . donnerten auf seinen Befehl die Geschütze — eine Szene von ergreifender Wirkung." Es folgen die beiden Reden, die der Kaiser ausdrücklich nicht an den grossen Staatsmann, sondern an den Offizier richtete. Der Verfasser scheint zu glauben, dass der deutsche Jüngling durch jenen Besuch in Friedrichsruh den ihm heilsamen Eindruck vom Verhältnis Wilhelms II. zu Bismarck eingeprägt erhalten müsse. Darin liegt ein hohes Mass von innerer, wenngleich vielleicht unbewusster Unwahrheit. Das Wesen des Kaisers soll in diesem Buche durch seine Reden geschildert werden. Glaubt der Verfasser wirklich, dass seine jugendlichen Leser sich später mit dieser Geschichtskenntnis begnügen werden, und dass es gut im vaterländischen Sinn wäre, wenn sie es täten? Tun sie es aber nicht, wozu dann diese Unwahrheiten? An anderer Stelle wird die bekannte Rede gegen die Nörgler angeführt, aber ohne Hinweis darauf, dass Bismarck in erster Linie damit gemeint war.

Der sozialen Gesetzgebung des Kaisers widmet der Verfasser einen bedeutenden Raum, und unter der Ueberschrift: „Der Kaiser und die soziale Frage" finden wir höchst auffallenderweise jene Nörglerrede untergebracht. Ihr vorangeschickt wird der folgende Passus: „Zu allen

Zeiten hat es Leute gegeben, die alles besser wissen wollen und die namentlich das, was die Regierenden tun, unter allen Umständen tadeln müssen. Eine verständige Kritik ist nicht nur erlaubt, sondern sogar notwendig, sie stellt dem öffentlichen Leben den erfrischenden Lufthauch dar, der die Stickluft der Tatenlosigkeit und Einseitigkeit vertreibt, auch kann nicht verlangt werden, dass jeder Bürger über eine jede Handlung der Regierung in Begeisterung gerät. Das wäre ein ungesunder Zustand und unser gerechter und weitblickender Kaiser ist wahrlich der letzte, der das verlangt. Aber andererseits muss es ihn mit vollem Recht empören, wenn die Leute alles, was er und seine Regierung tun, herunterreissen, bloss weil es von dieser Seite geschieht, wenn sie so tun, als ob es im Deutschen Reich überhaupt nicht mehr auszuhalten sei. Diese Sorte von Leuten hatte ein Schlagwort erfunden, mit dem sie alles, was der Kaiser tat, in spöttischer Weise herabsetzen wollte. Es lautete: „Der neue Kurs". Damit sollte der neue Kurs in Vergleich gestellt werden zum alten Kurs und zwar kam dabei der neue Kurs herzlich schlecht weg. Gegen diese ewig nörgelnden Menschen wendete sich der Kaiser sehr energisch in einer Ansprache. . . . . "

Es folgt die Nörglerrede. Die Leser müssen doch nach der herzerfrischenden naiven Vorrede des Verfassers den Eindruck haben, dass diese greulichen Kerle Sozialisten sind oder jedenfalls nicht besser, als diese. In jener Rede sagte er bekanntlich: „Mein Kurs ist der richtige und er wird weitergesteuert." Das war 1892; „Der Kaiser und die Jugend" kam 1905 heraus. Ist der Verfasser der Ansicht, dass der Kurs von 1892 der richtige war, und der Kaiser ihn bis jetzt weitergesteuert hat?

Ueber den Kaiser und die Kunst wird gesagt: „Der festgeprägte Charakter unseres Kaisers hat denn auch die festen Bahnen gezeigt, in denen das Schöne gepflegt wer-

den, die Kunst sich harmonisch entwickeln kann. Eine Ueberschau in dieser Richtung zeigt am besten, dass der Monarch trotz seiner ungeheuren fast übermenschlichen Arbeitslast immer noch die Zeit findet, künstlerische Erzeugnisse von Bedeutung anzuregen, sorgsam zu betrachten und dabei immer wieder darauf hinzuweisen und zu begründen, dass ohne Festhalten am Schönen kein echtes Kunstwerk entstehen kann."

Wir müssen uns auf diese wenigen Proben beschränken und wollen nur noch der reklamehaften Ueberschriften gedenken: „Der dankbare Kaiser", „Stille Arbeit", „Ein Reich, ein Volk, ein Gott", „Durch Nebel zum Licht", „Des Reiches Panier", „Der Platz an der Sonne", „Für Religion und Recht", „Der Dank des obersten Kriegsherrn", „Der Kaiser dankt den Arbeitern", „Der deutsche Aar schlägt seine Krallen fest", „Der Geist Gottes schwebt über dem Wasser", „Der Segelsport als Erzieher", „Die Solidarität der Völker", „Des Kaisers Wollen ist erfüllt", „Wider den Feind", „Wie der Kaiser Berichte liest", „Liebe Deinen Nächsten" usw. usw. Wie gesagt macht das Buch den Eindruck, als ob der Verfasser unanfechtbare Absichten damit gehabt hat, und jedenfalls steht es höher als die grosse Mehrzahl der byzantinischen Literatur. Byzantinisch ist aber sein Charakter durchaus und die patriotische Phrase gibt ihm das Gepräge. Wenn es überhaupt wirkt, so können die Folgen auf junge Leute, die zum selbständigen politischen Denken, zur parteilosen Beurteilung von Tatsachen erzogen werden sollen, nur ungünstig wirken; Rückschläge antinationaler Natur bleiben unter Umständen nicht aus, besonders wenn Leute, die auf antinationalem Boden stehen, mit Leichtigkeit ihnen den Beweis führen, dass diese Zusammenstellung und die Moral davon ein ganz falsches Bild von der Person des Kaisers und den übrigen Verhältnissen ergeben.

Einwirkung im nationalen Sinne auf die heranwachsende Jugend ist wünschenswert und notwendig, einmal wegen der antinationalen Strömungen und Propaganda, dann, um womöglich schon im Kinde einen festen Grund zu legen. Später kommt ja häufig eine Periode des Hin- und Hersuchens und des Widerspruchs gegen das, was einem als Kind und Jüngling als selbstverständlich oder verehrungswürdig und anstrebenswert hingestellt worden war. Diese Periode liegt ebensogut in der Natur wie andere Entwicklungsstadien, ist ebenso nützlich und nötig wie sie, kann aber zum Schaden werden oder auf alle Fälle einen zu grossen Zeit- und Kraftaufwand bedingen, wenn nicht in der Kindheit und Jugend eine Grundlage gelegt war, auf der oder auf deren Verlängerung der verlorene Anschluss wieder erreicht zu werden vermag. Hieraus ergibt sich, dass die Einwirkung auf die Jugend ganz allgemein und so gehalten sein muss, dass sie auch später noch für den kritischen Verstand möglichst wenig Anlass zu Korrekturen bietet, auch in der Erinnerung ein reines Gefühl ist. Jene Einwirkung geht vor sich durch Erziehung im Hause, Erziehung und Unterricht in der Schule und durch private Lektüre. Sind sie richtig, wenn sie von solchen Gesichtspunkten erfolgen? Sicher nicht. Die Frage überhaupt ist ungeheuer schwierig, bildet den Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von seiten der Schulbehörden und hat vom Kaiser durch den Schulerlass im zweiten Jahre seiner Regierung eine starke Anregung erhalten. Der Kaiser sagt darin, er wolle die Schule in ihren einzelnen Abstufungen nutzbar machen, um der Ausbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen entgegenzuwirken. Gottesfurcht und Liebe zum Vaterlande durch die Schule gepflegt, müssten die Grundlage für eine gesunde Auffassung auch der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse legen. — Diesen allge-

meinen Gesichtspunkten kann man vollkommen beipflichten und eine Kritik des nachher über die göttlichen Gebote und die christliche Sittenlehre Gesagten gehört nicht hierher. Anfechtbarer sind schon die jenem Erlass folgenden Ausführungsbestimmungen des damaligen preussischen Kultusministers, die für die Praxis darin gipfelten: alle preussischen Fürsten sollten im Schulunterricht einen hervorragenden Platz einnehmen. Damit wurde natürlich der Byzantinerei die Tür weit geöffnet und man braucht nur einige der auf Volksschulen eingeführten Bücher durchzublättern, um sich davon zu überzeugen; auf den höheren Schulen steht es, was die Leitfäden anlangt, besser. Ich gehe auf diese Sachen nicht ein, weil das Unterrichtspensum durchweg mit dem Tode Kaiser Friedrichs III. abschliesst, auch die Erörterung und Durchsicht der ganzen preussischen Geschichte unter dem Gesichtspunkt des Byzantinismus uns hier viel zu weit führen würde. Wer sich darüber orientieren möchte, sei besonders auf den „Leitfaden der vaterländischen Geschichte für Schule und Haus" von Dr. Ludwig Hahn, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, hingewiesen, ebenso auf die „Geschichte des preussischen Vaterlandes" vom selben Verfasser. Beide Bücher sind überaus reich an Byzantinismen aller Art, und der Leitfaden gehört zu den verbreitetsten, wie schon daraus hervorgeht, dass er seine 51. Auflage erlebt hat. Hahn ist einer von den wenigen, die auch die Regierung Wilhelms II. kurz behandeln, im ganzen auf 5 Seiten. Da liesse sich also eine ganze Menge sagen, was dem Verständnis und Interessenkreis der Schüler angemessen wäre, im nationalen Sinne wirkte und den Lehrern einen Anhalt und Anknüpfungspunkt für den mündlichen Unterricht gäbe. Von diesen fünf Seiten ist eine der Jugend des Kaisers gewidmet; wir erfahren, dass er am 1. September 1875 den Mitschülern eine deutsche Fahne voran-

getragen hat. Es folgt dann ein kurzer Auszug aus seinem christlichen Glaubensbekenntnis, ein Zeugnis des Schuldirektors, seine Vermählung, Aufzählung seiner Kinder und der Aufruf „An mein Volk“ vom 18. Juni 1888. Der folgende Absatz beginnt mit den Worten: „Die erste feierliche Eröffnung des deutschen Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. gestaltete sich zu einer überaus glänzenden und erhebenden Huldigung für den Kaiser und für das deutsche Kaisertum.“ — Es folgt die Aufzählung der fürstlichen Teilnehmer. — „Die persönliche Anwesenheit sämtlicher deutschen Verbündeten ist in und ausserhalb Deutschlands als eine hochbedeutsame Kundgebung des alle deutsche Fürsten und Stämme vereinenden Willens, alle Zeit fest zueinander zu stehen, erkannt worden.“ Das ist ausserordentlich geistreich gesagt und wird sicher den Volksschülern tiefen Eindruck machen. Es folgen zwei Auszüge aus der Thronrede, und mit dem nächsten Absatz beginnt, oder soll beginnen, die Schilderung dessen, was während der Regierung Wilhelms II. an Bemerkenswertem geschehen ist: „In letzterer Beziehung (d h. im Interesse der Haltung des Friedens) hat Kaiser Wilhelm durch die Pflege persönlicher Beziehungen zu den Monarchen Europas, die er auf seinen vielfachen Reisen an die europäischen Höfe sich zur Aufgabe gestellt hat (übrigens was für ein Deutsch!), wesentlich zur Aufrechterhaltung des europäischen Friedens beigetragen.“ Es folgt die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und dann der unsterbliche Satz: „Der Abschluss von Handelsverträgen mit Oesterreich-Ungarn, Italien und anderen Staaten (1891/1893) zielte neben der Hebung des gewerblichen Verkehrs ebenfalls auf die Festigung des Friedens ab.“ Zwei Zeilen weiter: „Friedlicher Weise ist Kaiser Wilhelm ein Mehrer des Deutschen Reichs geworden, indem er durch den deutsch-englischen Vertrag

vom 1. Juli 1890, welcher über die Abgrenzung der Gebiets- und Interessensphären in Afrika geschlossen wurde, die Insel Helgoland nebst deren Zubehörungen für Preussen erwarb". Ueber jene Abgrenzungen erfährt der Volksschüler nichts, im übrigen wird aber dieses weltgeschichtliche Ereignis durch Einschaltung eines Teils der damals erlassenen kaiserlichen Proklamation gefeiert. — Das Gesetz, betreffend die Invalidität und Altersversicherung vom Jahre 1889, wird bezeichnenderweise Kaiser Wilhelm II. als besonderes Verdienst seiner Regierung zugeschrieben. Den Schluss bildet ein Absatz über die vom Kaiser eingeführte Agende, welche auch dem apostolischen Glaubensbekenntnis diejenige Stellung gewahrt hätte, die es in der Kirche seit alten Zeiten behauptet habe. — Die Wichtigkeit der Agende wird sich sicher unauslöschlich im Herzen des Volksschülers einprägen und ihm ein Schutz gegen alle Versuchungen bleiben. —

Selbstverständlich kann nur wenig Raum für diese neueste Geschichte zur Verfügung stehen, und ebenso selbstverständlich ist jede Kritik darin ausgeschlossen. Verlangen muss man aber, dass das als wesentlich Erkannte hervorgehoben und unter dem nationalen Gesichtswinkel betrachtet wird. Dieser übrigens höchst ungeschickte Autor begnügt sich damit, in schwer verständlichen Sätzen einige auf die persönliche Verherrlichung des Kaisers zugeschnittene Phrasen zusammenzustellen. Die Tatsachen werden durchweg ausgelassen oder entstellt und unvollkommen wiedergegeben. Was z. B. die Erwerbung von Helgoland betrifft, so hätte doch, natürlich ohne Kritik, — wollte man den Vertrag überhaupt erwähnen —, auch das Tauschobjekt anschaulich gemacht werden müssen. Bei „Abgrenzung von Gebiets- und Interessensphären" kann sich niemand etwas denken. Stände aber etwas im Buch, oder wäre angedeutet, über unsere afrikanischen Besitzungen usw., so

hätte der Schüler etwas Greifbares und sein Interesse würde im nationalen Sinne angeregt. Ganz allgemein müsste der Standpunkt festgehalten werden, möglichst viel Tatsächliches zu geben, denn nur dadurch kann Anschauung und Interesse erweckt werden, nicht aber durch vage Phrasen von „hochbedeutsamen Kundgebungen" und Aehnlichem. Gerade heute, wo die unteren Klassen mit grossem Eifer Zeitungen lesen und sich zu bilden streben, wo in ihnen die Sozialdemokratie aufs emsigste im antinationalen und antimonarchischen Sinne arbeitet, ist solche Geschichtsdarstellung nicht nur ein hölzerner Säbel, sondern direkt schädlich. Sie erweckt den Widerspruch sozialdemokratisch gefärbter Eltern, denen es ein leichtes ist, die Phrasen, an der Hand ihrer Blätter etc., dem Schüler schon in jungen Jahren unglaubhaft und verächtlich zu machen. Weit weniger leicht würde es fallen, und auch vielen Eltern Anlass zum Nachdenken geben, wenn der Unterricht das Tatsächliche und Anschauliche in erster Linie behandelte. Sicher kann der Lehrer mündlich auch trotz solchen Leitfäden nach dieser Richtung hin wirken, aber er bleibt doch sehr gebunden; das Verhältnis „trotz" ist jedenfalls nicht das richtige. Die schädlichen Folgen zeigen sich natürlich erst später, nach der Schulentlassung. Da fehlt dann jene vorher erwähnte Grundlage vollkommen und mit dadurch ist zu erklären, wenn absichtliche grobe Geschichtsentstellungen, wie die Maurenbrechersche „Hohenzollernlegende" grossen Einfluss auf die unentwickelten Geister gewinnen können. Gegen solche fehlt übrigens auch an sonstiger Literatur auf diesen Gebieten jegliches Gegengewicht, obgleich eine Menge sogenannter populär-patriotischer Schriften vorhanden ist; die Limanschen „Hohenzollern" sind kein Volksbuch. — Sie alle arbeiten aber in erster Linie und tendenziös auf die persönliche Verherrlichung des Kaisers in den üblichen überschwänglichen Aus-

drücken hin. Die Verfasser bilden sich ein, so könne, so müsse man auf den „einfachen Mann" wirken; das ist ein verhängnisvoller Irrtum. Verhängnisvoll, weil er diese Literatur zu einer im strengsten Sinne des Worts unpopulären macht. Die Autoren verkennen, wenn schon sie sich meist von guten Absichten leiten lassen, dass eine Wirkung im gewollten Sinne nur auf der Grundlage der Wahrheit erzielt werden kann. Gerade im Kampf gegen die sozialdemokratische Propaganda ist das durchaus wesentlich, um so mehr, je lügenhafter jene vorgeht. Selbst wenn sonst der Inhalt sachlich ist, genügen Ueberschwänglichkeiten in der Form, um die hier in Betracht kommenden Volkskreise glauben zu machen, sie sollten nur „verdummt" und von der Wahrheit ferngehalten werden.

Die damals vom Kultusminister von Gossler gegebene Richtlinie könnte an und für sich betrachtet, wohl zum Ziel führen, auch hinsichtlich der Geschichte der Gegenwart; schädlich und den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechend ist es aber, die Person des Monarchen ohne genügende Berücksichtigung des Zusammenhangs mit Staat und Volk herauszuheben; das ist Byzantinismus in der Vollendung. Dem Monarchen würde nicht zu nahegetreten werden durch Schilderung der entstandenen Wechselwirkungen. Von diesem Standpunkt ausgehend, auf einer wahrhaftigen Grundlage sein Wirken und seine Leistungen berücksichtigend, würde der Unterricht über das Wesen und die Notwendigkeit der Monarchie in Deutschland nur förderlich sein.

Den byzantinisch empfänglichen, politisch unklaren oder indifferenten Schichten, also den „Gebildeten" in Deutschland, steht eine überaus reichhaltige Literatur zur Verfügung, die schon gekennzeichnet wurde. Man kann sie unter den Ausdrücken „Weltpolitik" und „Flotte" zusammenfassen; ein Kompendium aller sonst noch benutz-

ten Gebiete bildet das Inhaltsverzeichnis der erwähnten Schrift „Der Kaiser und die Jugend“. Wir brauchten die persönliche Beziehung zwischen Volk und Kaiser, auch die Literatur ist ein Mittel, um sie herzustellen oder zu befestigen; wir brauchen ebenso das Interesse in möglichst grossem Umfang und Tiefe für alle öffentlichen Angelegenheiten, und in allererster Linie Stärkung und Anregung des nationalen Sinns. Je mehr nationale und politische Fragen öffentlich behandelt werden, desto besser. Ihre Erörterung ohne des Kaisers und seiner Tätigkeit Erwähnung zu tun, wäre absurd. Da erhebt sich die byzantinische Klippe, und zwar nicht nur für die Autoren, sondern auch für die Leser; sie wird um so höher, je niedriger das Niveau des Sinns für Tatsachen ist und je kritikloser man die kaiserliche Auffassung vom absoluten Herrentum hinnimmt. Andererseits wirkt diese Literatur wieder auf den Kaiser zurück und man kann verstehen, wenn ihm die im Staube kriechenden Erzeugnisse das Gefühl unnahbarer Höhe befestigen.

Kgl. Hofbuchdruckerei Kastner & Callwey, München.

J. F. Lehmanns Verlag in München.

Illustrierte
Flora von Mittel-Europa.

Mit besonderer Berücksichtigung von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.

Zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbstunterricht.

Von **Dr. Gustav Hegi,**

Privatdozent an der Universität München, Kustos am K. Botan. Garten.

Das Werk verfolgt den Zweck, allen Interessenten der Botanik die Kenntnis der einheimischen, mitteleuropäischen Gefässpflanzen in Bild und Wort zu vermitteln. Alle wichtigen und verbreiteten Pflanzenarten werden naturgetreu, fast durchweg in farbiger Darstellung, **auf 280 Tafeln** wiedergegeben. Die Ausgabe erfolgt in 70 monatlichen Lieferungen zum Preise von je **1 Mark.** Jedes Heft enthält 4 Tafeln. Ein erläuternder Text von 4 bis 8 Seiten ist jedem Blatte beigefügt. Ausserdem enthalten die ersten Lieferungen jeweils einen Bogen der Einleitung. Das ganze Werk, das auch in 3 Bänden ausgegeben wird, liegt somit in etwa 5 Jahren fertig vor; die Anschaffungskosten der prächtigen Flora verteilen sich also auf eine so grosse Reihe von Jahren, dass auch den minder Begüterten, sowie den Schulen, die nur über kleinere Mittel verfügen, die Anschaffung dadurch leicht ermöglicht wird. Am 1. Oktober 1906 erschien die erste Lieferung, welche gern zur Ansicht versandt wird.

Alpenflora.

Die verbreitetsten Alpenpflanzen von Bayern, Oesterreich und der Schweiz.

von **Dr. Gustav Hegi,** Privatdozent und Kustos am kgl. Botan. Garten in München.

und **Dr. Gustav Dunzinger** in München.

Gross-Oktav. 221 farbige Abbildungen auf 30 Tafeln mit erklärendem Text. Preis elegant gebunden Mk. 6.—

Der Strandwanderer

Die wichtigsten Strandpflanzen, Meeresalgen und Seetiere der Nord- und Ostsee.

Bearbeitet von

Dr. P. Kuckuck

Kustos an der Kgl. Biologischen Anstalt auf Helgoland.

Gross-Oktav. 265 farbige Abbildungen auf 24 Tafeln mit erklärendem Text. Preis elegant gebunden **Mk. 6.—.**

J. F. Lehmanns Verlag in München.

Der ärztliche Ratgeber

in Bild und Wort.

Atlas und Hausbuch für Gesunde und Kranke.

Unter Mitwirkung von

Privatdozent Dr. G. Brühl, Berlin, Hofrat Dr. F. Crämer, München, Dr. Karl Grassmann, München, Prof. Dr. O. Haab, Zürich, Dr. A. Jordan, München, Privatdozent Dr. Herm. Kerschensteiner, München, Dr. Albrecht Krecke, München, Privatdozent Dr. Paul Th. Müller, Graz, Dr. Franz Carl Müller, München, Prof. Dr. W. Prausnitz, Graz, Privatdozent Dr. med. et phil. Gust. Preiswerk, Basel, Professor Dr. A. Schlossmann, Dresden, Privatdozent Dr. Ludwig Seitz, München, Professor Dr. med. et phil. W. Weygandt, Würzburg.

Herausgegeben von **Dr. med. Fr. Siebert.**

1040 Seiten Lexikon-8° mit 245 farbigen Abbildungen auf 74 Tafeln und 481 schwarzen Abbildungen im Text.

Preis in einen Prachtband geb. Mk. 22.—. Preis in zwei Prachtbänden geb. Mk. 24.—.

Die 74 vielfarbigen lithographischen Tafeln sind eine Beigabe, die kein anderes derartiges Buch aufweisen kann. Die Abbildungen sind wissenschaftlich korrekt, originalgetreu und schön ausgeführt und zeigen sowohl die hauptsächlichsten Krankheitsbilder als auch die normale Darstellung vom menschlichen Körper und seinen Teilen. Die Namen der Mitarbeiter bürgen für die Vorzüglichkeit des gemeinverständlichen Textes.

Die hier gegebenen Ratschläge sind reichlich im täglichen Leben erprobt, es sind nicht wissenschaftliche, theoretische Ideen, sondern der Niederschlag dessen, was sich durch tägliche Erfahrung als gut erwiesen hat.

Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München (22. November 1905), nennt Sieberts Aerztlichen Ratgeber **„ein Hausbuch allerersten Ranges“.**

Prof. Dr. Aug. Forel in Chigny urteilt über das Buch wie folgt:

Mit seinen 245 farbigen und 481 schwarzen vorzüglichen Abbildungen, mit seinen 1000 Seiten eines schlichten, objektiven, knapp belehrenden Textes und mit seinem relativ zum Gebotenen billigen Preis von 22 Mark gebunden, liefert das Buch Sieberts einen wirklich vorzüglichen Ratgeber für denjenigen, der den menschlichen Körper, seine Funktionen und seine Krankheiten, ohne selbst Arzt zu sein, kennen lernen will und der, aus dem Wirbel der Meinungen Unwissender, die er in diesem Gebiet zu hören bekommt, sich zu vernünftigen Anschauungen hinaufarbeiten will.

Professor Dr. Ernst Haeckel in Jena schreibt:

Dem dankenswerten Werke wünsche die weiteste Verbreitung in allen Klassen der Gesellschaft und hoffe, dass durch dessen aufmerksame Lektüre zahlreiche Menschen vor empfindlichem Schaden bewahrt und zu einer vernünftigen Pflege der Gesundheit, des kostbarsten Gutes, angeregt werden.

William II, German Emperor

176712

HG.B.
W7161
.Yr

Author Reventlow, Ernst

Title Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU